

Besprechungen/Reviews/Comptes rendus

- Henri Goulet, *Histoire des pensionnats indiens catholiques au Québec*, Montréal: Presses de l'Université de Montréal, 2016 (Helga Bories-Sawala)
- Marion Kühn, *Meta-Romane. Die réécriture als Reflexion des Romans in Québec (1980-2007)*, Bielefeld : transcript Verlag, 2011 (Alex Demeulenaere)
- Bruno Roy/Pierre Graveline (dirs.), *Coffret 100 poèmes 100 chansons*. Montréal, Les Éditions Fides, 2014, 225 et 233 p. (Yves Laberge)
- Reingard M. Nischik (ed.), *The Palgrave Handbook of Comparative North American Literature*, New York: Palgrave MacMillan, 2014 (Hans-Jürgen Lüsebrink)
- Julia Straub (ed.), *Handbook of Transatlantic North American Studies*, Berlin: De Gruyter, 2016 (Stefanie Schäfer)
- Waldemar Zacharasiewicz/Christoph Irmscher, Hg., *Cultural Circulation: Dialogues between Canada and the American South*, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 2013 (Ulla Kribernegg)
- Waldemar Zacharasiewicz/Fritz Peter Kirsch, *Immigration and Integration in North America: Canadian and Austrian Perspectives*, Göttingen: V&R unipress, 2014 (Yvonne Völkl)
- Christian Weyers, *Die Vermessung der Nouvelle-France – Historische Land- und Seekarten von Kanada aus dem 17. und 18. Jahrhundert in der Kurfürstlichen Bibliothek zu Dresden*, ein kartographisches Projekt unter der Leitung und Herausgeberschaft von Ingo Kolboom, Heidelberg: Synchron Publishers, 2016 (Alfred Pletsch)
- James M. Pitsula, *Keeping Canada British: The Ku Klux Klan in 1920s Saskatchewan*, Vancouver : UBC Press, 2014 (Yves Laberge)
- Michel Lessard, avec la collaboration de Patrick Altman et Pierre Lavoie, *Québec éternelle. Promenade photographique dans l'âme d'un pays*, Montréal : Éditions de l'Homme, 2013 (Yves Laberge)
- Adam Lajeunesse, *Lock, Stock, and Icebergs: A History of Canada's Arctic Maritime Sovereignty*, Vancouver, Toronto: University of British Columbia Press, 2016 (Petra Dolata)

Henri Goulet, *Histoire des pensionnats indiens catholiques au Québec*, Montréal: Presses de l'Université de Montréal, 2016 (213 S., ISBN 978-2-7606-3229-5; € 30)

Die zwangsweise Assimilation von Indigenen in den ehemaligen Kolonien des britischen *Empire* ist seit Jahren Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit, und bekanntlich hat sich in Kanada eine eigene Kommission (*truth and reconciliation / vérité et réconciliation*) mit der Aufarbeitung der Geschichte der Internate befasst. Weder in dem Ende 2015 vorgelegten umfangreichen Bericht (<http://www.trc.ca>) noch in den Medien wurde indes der Frage nachgegangen, warum Québec dabei kaum vorkommt. Zwei Befunde sind offensichtlich: Von den 139 Internaten waren erstens überhaupt nur 6 auf Québecer Gebiet und sie haben zweitens meist nur kurz bestanden, da sie, mit Ausnahme der beiden Internate von Fort George (eines anglikanisch, eines katholisch) aus den 1930er Jahren, erst spät gegründet wurden: die katholischen in Sept-Îles (1952), Amos (1955), Pointe-Bleue (1960) und das anglikanische in La Tuque (1962). Die meisten wurden bereits zu Beginn der 1970er Jahre wieder geschlossen – sie waren da schon zu reinen Wohnheimen für Indigene geworden, die Tageschulen am Ort besuchten, was für das Hauptanliegen der Orden, die Missionierung, kaum Gelegenheit bot.

Den Gründen für diese so andere Geschichte Québechs im Bezug auf die Internate für Indigene geht Henri Goulet in seiner Untersuchung der vier vom katholischen Oblaten-Orden betriebenen Institutionen nach und fördert dabei Erstaunliches zutage. Er erinnert zunächst an die sehr unterschiedliche Ausgangssituation. So hatte ja die britisch regierte Provinz Québec weder Anteil an der Verdrängung der Indigenen im Rahmen der europäischen Besiedelung der Prärien und des Westens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch an den dort geschlossenen Verträgen zwischen der kanadischen Regierung und den indigenen

Nationen. Die Verträge sahen mit der Einrichtung von Reservaten auch Schulen vor; beides wurde dort – unter dem Eindruck der Rebellionen von Métis und Indigenen – zu einer effektiven Kontrolle und radikalen Assimilationspolitik seitens der kanadischen Regierung umgesetzt. Die Internate wurden in ihrem Auftrag von protestantischen, anglikanischen und katholischen Orden betrieben.

In Québec führte erst die späte Einführung der allgemeinen Schulpflicht 1943 zu Überlegungen, die schließlich in die Einrichtung der Internate für indigene Kinder münden sollten. Wie Henri Goulet aus den Archiven der Oblaten belegt, bedurfte es dazu einer intensiven Lobby-Arbeit des Ordens bei der kanadischen Regierung, die eigentlich zu diesem Zeitpunkt bereits statt der Internatsschulen für Indigene, die man zu teuer fand, ihre Integration in Regelschulen favorisierte und die Fördergelder für Internate massiv zurückfuhr. Die katholischen Orden argumentierten für die Einrichtung neuer Internate in Québec, da für die noch halbnomadisch lebenden Nationen ein kontinuierlicher Schulbesuch nur in Internaten möglich sei. Die Oblaten konnten in der Folge auch auf lange Anmeldelisten verweisen, obwohl indigene Eltern, die ihre Kinder im Internat anmeldeten, auf Erziehungsbeihilfen verzichteten, die ihnen zustanden, wenn diese allgemeine Tageschulen besuchten. Und erstaunlicherweise machte sich der Orden für den Erhalt indigener Kultur und Sprachen stark: Mindestens der Religionsunterricht und die Gebete sollten in den indigenen Muttersprachen erfolgen, wobei es natürlich vor allem um die Missionierung der Zöglinge ging, die den katholischen Glauben anschließend in ihre Familien tragen sollten.

Ob in den Schulen der Oblaten die indigenen Sprachen und Kulturen tatsächlich eine höhere Wertschätzung erfuhren als anderswo, lässt sich aus reinen Archivstudien natürlich nicht belegen. Offensichtlich hatte ihr Besuch aber zur Folge, dass die führenden Persönlichkeiten der späteren indigenen Bewegungen und Interessenver-

bände ganz wesentlich aus solchen Internaten stammten. Wenn eine Assimilation intendiert war, hatte sie zumindest hier paradoxe Folgen. Dass die Oblaten in Québec ohnehin im eigenen, katholischen Sinne wirkten und nicht im Sinne der herrschenden Anglokanadier, kann kaum verwundern. Es finden sich sogar Belege dafür, dass der Orden den Einsatz für den Erhalt der französischen Sprache und des katholischen Glaubens in Québec gegenüber der anglophonen Mehrheit argumentativ mit dem Recht der Indigenen auf die eigene Sprache und Kultur verband.

Durften die indigenen Kinder also untereinander ihre Muttersprache sprechen? Das Buch von Henri Goulet verzichtet auf die Aussagen von Zeitzeugen, die sich dazu äußern könnten, und verweist auf den Bericht der eingangs erwähnten Kommission, die sich hauptsächlich auf sie stützt (ohne sie allerdings quellenkritisch zu beleuchten). Ebenso wenig lässt sich aus den Archiven der Oblaten ersehen, welche Dimension die von Henri Goulet erwähnten 1996 bekannt gewordenen Skandale aus dem Internat Pointe-Bleue hatten. Gingen Einschüchterungen, Gewalt und Übergriffe hier über das Maß hinaus, das im 19. Jahrhundert – und ja erschreckenderweise bis in unsere Tage und bis in die Mitte unserer eigenen Gesellschaft – in Institutionen entsteht, wo die allgegenwärtige Gelegenheit der Hilflosigkeit der Opfer und das Schweigen der Mitwisser solche Taten begünstigen? Gab es auch in den katholischen Internaten im Québec des 20. Jahrhunderts ein über dieses Maß hinausgehende Zustände, die den Begriff „Überlebende“ für die ehemaligen Internatsschüler rechtfertigen?

Die Beschränkung auf die Archive der Oblaten lassen Henri Goulet hier keine Aussagen treffen. Zitiert werden aber Schuldenkenntnisse wie die von Douglas Crosby (1991) und Jacques Laliberté (2013), in denen die Oblaten die Indigenen um Vergütung für ihre kanadaweite Beteiligung am „systematischen Imperialismus“ bitten.

Das Buch ist ein wichtiger und notwendiger Beitrag zur Aufarbeitung der Geschichte

der Internate, der zeigt, dass es im Sinne von „Wahrheit und Versöhnung“ wäre, nicht alle Internate über einen Kamm zu scheren, sondern genauer hinzusehen. Es ist ein Anfang, der weitere Untersuchungen anregen kann und sollte. Immerhin wäre zu hoffen, dass einige der Erkenntnisse in die gerade unternommene Reform des Geschichtsunterrichts in Québec einfließen. Die neuen Schulbücher, in denen auch die Internate für Indigene behandelt werden sollen, werden für 2017 erwartet.

Helga Bories-Sawala

Marion Kühn, *Meta-Romane. Die réécriture als Reflexion des Romans in Québec (1980-2007)*, Bielefeld: transcript Verlag, 2011 (396 pp.; ISBN 978-3-8376-1952-2; € 39,80)

La notion de 'r(é)écriture' s'est établie comme un outil d'analyse précieux pour systématiser les mécanismes d'emploi et de réemploi de textes (canoniques) dans l'écriture romanesque en général, mais surtout dans un corpus contemporain postmoderne. Marion Kühn s'inscrit dans cette filière avec une étude intitulée *Méta-Romane. Die réécriture als Reflexion des Romans in Québec*. La recherche doctorale qui est à la base de ce volume a pour but d'affiner les formes de réécriture, afin que celle-ci permette de rendre compte des différentes façons d'intégrer et de penser l'apparition d'autres romans dans le roman québécois contemporain. D'où aussi l'apparition du terme 'méta-romans', dans la mesure où l'intertextualité y est réfléchi et thématisée.

Dans l'introduction, l'auteur définit les axes de sa recherche, qui commence par une présentation de la problématique et une formulation précise des questions de recherche. Pour ce faire, elle démontre à quel point les études littéraires actuelles ont adopté l'intertextualité, notion certes imprécise, lancée par Julia Kristeva, pour approcher l'interdépendance textuelle structurelle qui caractérise l'écriture litté-

raire. Sur ce point, la littérature québécoise contemporaine qualifiée de « postmoderne » ou « baroque » est particulièrement intéressante, puisque l'intertextualité n'y est pas seulement présente mais aussi d'une importance pragmatique et diégétique particulière. Après avoir esquissé ainsi l'enjeu de son travail, Kühn détaille ensuite la structure et les critères de sélection des ouvrages du corpus, dont le choix se base sur le DOLQ, le Dictionnaire des Œuvres Littéraires du Québec. Elle choisit ainsi une dizaine de romans écrits entre 1980 et 2007, qui se caractérisent tous pas une réécriture plus ou moins explicite de pré-textes (inter)nationaux connus. La dernière partie de l'introduction est consacrée au positionnement précis du projet par rapport à d'autres ouvrages généraux sur la réécriture et surtout par rapport à la recherche faite en littérature québécoise à ce sujet. Bien que le thème apparaisse de façon éparse dans telle étude ou dans tel numéro de revue, Kühn estime à juste titre que son étude est la première à proposer une vision d'ensemble de la problématique sur un corpus sinon exhaustif pour le moins représentatif.

Le deuxième chapitre est consacré à la définition exacte, c'est-à-dire opératoire, de la notion de 'réécriture'. Sur ce point, la différence entre la réécriture et la réécriture, concept plus large et plus vague, est essentielle. Ainsi Kühn propose trois strates de signification complémentaires : (1) une relation intertextuelle globale avec d'autres textes, (2) un principe créatif d'écriture à partir d'un autre texte et (3) la mise en scène au niveau de la narration d'un autre texte. Si le terme de réécriture renvoie essentiellement aux deux premières significations, c'est surtout la troisième, exclusivement dénotée par la notion de réécriture, qui sera utilisée dans l'étude de Kühn. En outre, la théorie des mondes possibles lui ouvre la possibilité de détailler la spécificité de la réécriture dans la fiction romanesque.

Le troisième chapitre est un peu décentré par rapport à la problématique principale esquissée, puisque avant d'entamer l'ana-

lyse du corpus défini plus haut, l'auteur esquisse d'abord les réécritures à l'œuvre dans un corpus d'œuvres plus anciennes. De la sorte, elle veut démontrer *a contrario* comment la réécriture à partir de 1980, étudiée dans le quatrième chapitre, est de nature plus réfléchie et atteint le cœur de la dynamique scripturale. L'intertextualité plus large remonte toutefois aux origines de la littérature québécoise, avec les réécritures de Walter Scott ou de Marie Chapdelaine. Kühn consacre également une section de ce chapitre à l'intertexte français, qui a longtemps influencé les auteurs québécois et peut être lu dans le cadre de la tension entre « exotiques » et « régionalistes ». La réécriture plus large concerne également des auteurs canoniques comme Hubert Aquin, pratiquant une réécriture d'avant-garde, ou encore Jacques Ferron, qui oscille entre des procédés de réécriture plus larges et de réécriture plus spécifiques. Finalement, *Le pique-nique sur l'acropole*, roman de Louky Bersianik, est lu comme un exemple de réécriture au féminin. Les différentes analyses esquissent les caractéristiques partielles d'une réécriture qui se dessine au fil des décennies et sera pleinement incorporée et thématisée à partir de 1980.

Dans le quatrième et dernier chapitre, qui constitue le cœur de l'étude de Kühn, l'auteur démontre comment les procédés de réécriture se développent et peuvent être sous-divisés en trois catégories, dont la première est la réécriture externe, c'est-à-dire une lecture virtuelle du pré-texte. Celle-ci apparaît dans *Les fous de Bassan* (A. Hébert), *Vers le Sud* et *La chair du maître* (D. Laferrière), *Voyage à Lointainville* et *Retour à Lointainville* (S. Desrosiers) et *Aliss* (P. Sénécal). La lecture d'un pré-texte peut aussi être inscrite au sein du roman et ce deuxième cas de figure envisagé par l'auteur peut être décelé dans *Copies conformes* (M. LaRue), *Un monde de papier* (F. Désalliers), *L'Ogre de Grand Remous* (R. Lalonde) et *Almazar dans la cité* (A. Gagnon). Finalement, la réécriture peut prendre la forme d'une lecture créatrice, qui devient ainsi un processus de création fictionnelle. Cette

dernière possibilité de réécriture caractérise la dynamique intertextuelle dans *La source opale* (Y. Vaillancourt), *Quenamican* (R. Magini) et *Louise ou La nouvelle Julie* (M. Gendron).

Comme le montre ce quatrième chapitre, *Meta-Romane* est une étude détaillée, qui n'explore pas seulement le potentiel analytique de la réécriture, mais l'applique aussi à un corpus comprenant à la fois des auteurs canoniques et d'autres peu connus. De la sorte, Kühn arrive à établir une typologie qui convainc par sa construction logique et par la rigueur des analyses. Le corpus large prouve d'ailleurs à quel point le procédé est important dans le corpus québécois. En outre, la discussion des sources théoriques et le positionnement de l'étude permettent de clairement identifier l'aspect novateur de l'étude. Même si le troisième chapitre peut sembler décentré par rapport à la problématique centrale, *Meta-Romane* est une étude convaincante qui renouvelle et systématise l'étude de la réécriture dans la littérature québécoise.

Alex Demeulenaere

Bruno Roy/Pierre Graveline (dirs.), *Coffret 100 poèmes 100 chansons*. Montréal : Les Éditions Fides, 2014 (225 et 233 pp.; ISBN 978-2-7621-3852-8; CAD 99,90)

Il revenait à la maison d'édition la plus vénérable du Canada de publier un aussi magnifique coffret consacré aux plus beaux mots issus du Québec; le premier des deux tomes présente les paroles de cent chansons les plus marquantes créées par des artistes de langue française au Québec tandis que le second regroupe cent poèmes parmi les plus représentatifs du Canada français. En fait, ce coffret étoffé reprend deux livres magnifiques parus séparément et réunis logiquement par le même éditeur: *Les 100 plus beaux poèmes du Québec, une anthologie*, de Pierre Graveline, et *Les Cent plus belles chansons du Québec*, du professeur Bruno Roy (1943-2010). La liste des textes retenus serait en soi trop longue à

énumérer; mais on en retrouve la liste sur le site Internet des Éditions Fides. Quoi qu'il en soit, on peut affirmer que le choix est incontestable et équilibré dans un tome comme dans l'autre : on y trouve, dans l'ordre chronologique, Émile Nelligan, bien sûr, puisqu'il était un précurseur, mais aussi divers poètes ayant œuvré dans différents domaines comme le sociologue Fernand Dumont, le cinéaste Pierre Perrault, la romancière Suzanne Jacob, le chanteur Gilles Vigneault; ils sont ici inclus et bienvenus dans cette anthologie de poèmes choisis (ou parfois d'extraits de longs poèmes) qui montrent la spécificité et le caractère unique de la culture québécoise. Dans le tome consacré à la chanson, on retrouve des textes classiques de chanteurs immortels comme Robert Charlebois, Georges Dor, Claude Dubois, Jean-Pierre Ferland, Félix Leclerc, Claude Léveillée, Raymond Lévesque et plusieurs autres. Tous ces textes conservent une autonomie et une grâce, même sans leur accompagnement musical. Quelques-uns sont rédigés dans un français châtié, d'autres dans une langue plus populaire. Certains de ces textes sont devenus légendaires, comme « Un Canadien errant » (1842), chanson d'Antoine Gérin-Lajoie (1824-1882) sur l'exil de certains Patriotes après la Rébellion de 1838, ou encore « Quand les hommes vivront d'amour » (1956), chanson pacifiste de Raymond Lévesque reprise par des centaines d'interprètes de par le monde. Toutes ces paroles sont comme une invitation à la musique et à l'écoute. Pour les enseignants, les usages pédagogiques de ces deux livres seraient multiples. Rarement a-t-on vu autant de beaux textes réunis en un seul coffret comportant en outre de très jolies illustrations. Par la justesse de ses choix et ses qualités éditoriales, ces *100 poèmes 100 chansons* constituent un ouvrage majeur dans le domaine des études canadiennes; bien des anthologies publiées en langue anglaise auront négligé plusieurs des œuvres reproduites dans ces deux volumes, et pourtant, on y reconnaît ici les traces les plus tangibles de la culture et de l'identité cana-

diennes à travers des thèmes comme l'amour de la patrie, l'espoir d'un monde meilleur, l'immensité du territoire, la solitude, le froid et la neige. C'est un document essentiel pour les bibliothèques publiques et un cadeau idéal pour les étudiants en études canadiennes. Bien plus, si le lecteur ne voulait lire qu'un seul ouvrage sur la poésie du Canada, il lui serait chaudement recommandé de commencer son exploration par ce beau coffret contenant ces 100 poèmes 100 chansons.

Yves Laberge

Reingard M. Nischik (ed.), *The Palgrave Handbook of Comparative North American Literature*, New York: Palgrave MacMillan, 2014 (417 S., ISBN 978-1-137-41389-5; US\$ 54,99)

Das vorliegende, von der Konstanzer Amerikanistin und Kanadistin Reingard Nischik herausgegebene Werk verfolgt die ebenso ambitionierte wie originelle Zielsetzung, die verschiedenen nordamerikanischen Literaturen in vergleichender und transkultureller Perspektive zu betrachten und zu analysieren. Berücksichtigung finden hierbei sowohl die englischsprachigen Literaturen der USA und Kanadas als auch die frankophonen Literaturen Kanadas sowie die Literaturen der First Nations und – zumindest ansatzweise – auch die Literaturen verschiedener sprachlicher und kultureller Minderheiten und Immigrantengruppen, wie der Chicanos in den USA. Die 17 Beiträge des Bandes, die sowohl von deutschen wie von kanadischen und US-amerikanischen WissenschaftlerInnen verfasst wurden, sind fünf großen Sektionen zugeordnet, die die Problematik systematisch und kohärent erschließen: Die erste Sektion („Charting the Territory“) mit Beiträgen von R. M. Nischik und Rachel Adams ist einleitend konzeptuellen und theoretischen Fragen wie der Eingrenzung und Definition des nordamerikanischen Raumes gewidmet. Die folgenden Sektionen betref-

fen des Multikulturalismus in den USA und Kanada („Perspectives on Multiculturalism“), die Beziehungen zwischen den englisch- und den französischsprachigen Literaturen in Nordamerika („French-Language and English-Language Cultures in North America“), die literarische Konstruktion regionaler und symbolischer Räume („Regions and Symbolic Spaces“) und schließlich nationale, transnationale und globale Perspektiven der Analyse der nordamerikanischen Literaturen und Kulturen. An die genannten fünf Sektionen des Bandes schließt sich ein Verzeichnis aller zitierten Werke und ein sehr nützliches Orts-, Namens- und Begriffsregister an.

Der vorliegende Band überzeugt in mehrfacher Hinsicht und beschreitet in unterschiedlichen Perspektiven Neuland in der amerikanistischen und kanadistischen Forschung. Zum einen enthalten vor allem die beiden einleitenden Beiträge von Reingard Nischik und Rachel Adams sehr differenzierte und zugleich sehr anregende begriffliche und theoretische Überlegungen zur kulturellen ‚Konstruktion‘ (oder ‚Erfindung‘) des nordamerikanischen Raums im Kontext historischer und aktuell-zeitgenössischer Raumkonzepte wie ‚Nation‘, ‚Region‘, ‚Nordamerika‘, ‚Nuestra America‘ und ‚Latin America‘. Hierbei werden in konziser Weise zentrale methodische Ansätze wie „Continentalist approach“, „Hemispheric Studies/Inter-American Studies“ und „Border Studies“ umrissen, Begriffe wie „continent“, „transnational“ und „border“ problematisiert und historische Entwicklungsschübe, die zu einer Neukonfigurierung geo-politischer Einheiten – wie etwa das 1993 zwischen den USA, Mexiko und Kanada unterzeichnete Freihandelsabkommen NAFTA – untersucht.

Zum anderen legen verschiedene Beiträge bzw. Kapitel des Bandes aufschlussreiche inter- und transkulturelle Beziehungen zwischen den verschiedenen Literaturen Nordamerikas offen.¹ Dies gilt insbesondere

1 Das Werk verfolgt somit eine systematisch andere Perspektive als das eher additiv angelegte Werk *History of Literature in Canada*. Eng-

für die drei Beiträge in der zweiten Sektion des Buches, die den vielfältigen Verflechtungen zwischen den französisch- und englischsprachigen Literaturen Nordamerikas gewidmet ist. Obwohl der Beitrag von Marie Vauthier den Titel „Comparative Canadian/Québécois Literature Studies“ trägt, rückt er schwerpunktmäßig die interkulturellen *Beziehungen* zwischen den beiden großen Literaturen Kanadas in den Blick, indem er einerseits die Behandlung dieses Problemfeldes in der Literaturkritik analysiert und andererseits spezifische Phänomene der Verflechtung aufzeigt: so vor allem die Rolle von Übersetzungen; und die Entwicklung der englischsprachigen Literatur Québecs, als deren wichtigste Vertreter der Romancier Mordecai Richler und der in Montréal geborene Sänger, Songwriter und Romanschriftsteller Leonard Cohen gelten können. Jean Morency zeigt in seinem dichten und sehr informativen Beitrag über „Québécois Literature and American Literature“ die vielfältigen Einflüsse der US-amerikanischen Literatur auf die Québecer Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts auf. Diese beruhen u.a. auf den engen sozialen Kontakten, die durch die Emigration von etwa 800.000 Québecern in die Neu-England-Staaten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entstanden waren, sowie auf dem wachsenden Einfluss der US-amerikanischen Massenkultur als Folge der rasch fortschreitenden Urbanisierung und Industrialisierung Québecs seit den 1920er Jahren. Indem der Beitrag von J. Morency drei signifikante Phasen des Transfers und der Rezeption US-amerikanischer Literatur in Québec unterscheidet – die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts und die zeitgenössische Periode seit den 1970er Jahren –, arbeitet er sehr präzise und anschaulich ihre literarischen Formen und die sozio-kulturellen Funktionen ihrer Rezeption und produktiven Aneignung heraus.

lish-Canadian and French-Canadian, Hg. Reinhard M. Nischik, Rochester, N.Y.: Camden House, 2008.

Herausragende Beispiele für die zunehmende Bedeutung, die der Bezug auf die US-amerikanische Literatur und Kultur bei Québecer Schriftstellern eingenommen hat, sind der franko-kanadische Intellektuelle Edmond de Nevers mit seinem Essayband *L'âme américaine* (1900), die Schriftsteller Robert Choquette, Alfred DesRochers und Jean-Charles Harvey in den 1930er Jahren und in der Gegenwartsliteratur insbesondere die Romanciers Monique LaRue und Jacques Poulin.

Der Beitrag „North America's Francophone Borderlands“ von Monika Giacoppe zeigt in interkultureller, aber auch in komparatistischer Perspektive die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den frankophonen Peripherien in Louisiana, in den Neu-England-Staaten und in Acadien (New Brunswick/Nova Scotia) sowie die Beziehungen zwischen ihnen auf. In Bezug auf letztere hätte die zentrale Bedeutung, die die Société Saint-Jean-Baptiste seit Ende des 19. Jahrhunderts in den Neu-England-Staaten und der erstmals 1912 abgehaltene „Congrès de la langue française au Canada“ für die Verbindung zwischen den verschiedenen frankophonen Räumen in Nordamerika hatten, Erwähnung finden können.² Für die theoretische Grundlegung der umrissenen Problematik der „Francophone Borderlands“ wäre der Bezug auf François Parés Konzept der „Littératures de l'exiguïté“ (Literaturen der Kleinräumigkeit), das leider keine Berücksichtigung findet, sinnvoll gewesen.³ Eine anders gelagerte, raumbe-

2 Vgl. Hans-Jürgen Lüsebrink, „Politique de la langue, défense du français et variétés linguistiques dans le discours du Premier Congrès de la Langue Française au Canada (Québec 1912)“, in: Béatrice Bagola/Hans-J. Niederehe (Hg.), *Français du Canada. Français de France VIII. Actes du huitième Colloque international, Trèves, du 12 au 15 avril 2007*, Tübingen: Max-Niemeyer-Verlag, 2009, S. 257-267.

3 François Paré, *Les littératures de l'exiguïté*, Hearst, Le Nordir, 1992. Vgl. hierzu auch: Hans-Jürgen Lüsebrink, „Archipels minoritaires. Littératures de l'exiguïté et résistances culturelles dans les espaces francophones insulaires en Amérique du Nord“, in: Ottmar Ette/Gesine

zogene Verflechtungsgeschichte schließlich analysiert Claudia Sadowski-Smith in ihrem Beitrag „The Literatures of the Mexico-US and Canada-US-Borders.“

Die dritte grundlegende Perspektive, die der vorliegende Band verfolgt und die programmatisch im Titel durch den Terminus „Comparative“ unterstrichen wird, stellt der genuin komparatistische Ansatz dar. Auch wenn man mit Ulrich Schulz-Buschhaus die berechnete Frage nach der ‚Künstlichkeit‘ (oder ‚Verzichtbarkeit‘) oder umgekehrt der ‚Unvermeidlichkeit‘ des Vergleichens stellen kann⁴, so erweisen sich bei der Lektüre zahlreicher Beiträge des vorliegenden Bandes durchaus die heuristische Fruchtbarkeit und ein unbestreitbarer Erkenntnisgewinn der verfolgten komparatistischen Analyseperspektiven. Dies gilt sowohl für die Beiträge von Sabine Sielke zum Multikulturalismus, von Eva Gruber zum Rassendiskurs und von Mita Banerjee zum Staatsbürgerschaftsrecht und zur Staatsbürgerauffassung in Kanada und den USA (der allerdings sehr stark auf die chinesische Immigration fokussiert ist) als auch für den Vergleich, den Florian Freitag zum Regionalismus in der amerikanischen und anglo-sowie ansatzweise auch frankokanadischen Literatur vornimmt. Christina Kanneberg vergleicht ihrerseits die deutlich unterschiedlichen Formen der Darstellung und Mythisierung des Nordens in Kanada und den USA und Caroline Rosenthal die literarischen Fiktionalisierungsformen des urbanen Raumes in den nordamerikanischen Literaturen. In der letzten Sektion des Bandes schließlich werden der Modernismus (Jutta Ernst), der Postmodernismus (Julia Breitbach), die Ausprägungsformen literarischer Berühmtheit (Lorraine York) und im

letzten Kapitel die Darstellungen von Krieg und Terror in den zeitgenössischen nordamerikanischen Literaturen thematisiert, die Georgiana Banita in ihrem Beitrag über „North American and Global Studies: Transnationalism at War“ untersucht.

Nicht immer wird allerdings der im Einleitungsbeitrag von R. Nischik postulierte Anspruch, die verschiedenen Literatur- und Kulturräume Nordamerikas systematisch in den Vergleich einzubeziehen, in den Einzelbeiträgen konsequent umgesetzt. In mehreren Beiträgen, etwa zu den indigenen Literaturen in Kanada und den USA, zur „Urban Fiction“, zur „Literary Celebrity“, zum Modernismus und zum Postmodernismus oder zu den – gerade in Québec kultur- und literarhistorisch in den 1930er und 1940er Jahren sehr wichtigen – Ausprägungsformen des Regionalismus⁵ wird die Québécoise Literatur leider zu wenig berücksichtigt oder völlig ausgeblendet. Gerade auch der Vergleich des Québécoise Modernismus, der u.a. durch Vertreter wie Emile Nelligan, Paul-Émile Borduas (*Refus Global*, 1947), Saint-Denys Garneau und Gaston Miron hervorgetreten ist, und des Québécoise Postmodernismus (Simon Harel, Régine Robin, Robert Lepage u.a.) mit den Ausprägungsformen dieser Strömungen in den USA und im englischsprachigen Kanada, erschiene sehr fruchtbar, zumal Québec auch hier – wie in zahlreichen anderen kulturellen Bereichen – völlig andere Entwicklungen aufzeigt als andere Teile Nordamerikas.⁶

Notwendigerweise fallen zudem in einem ebenso ambitiösen wie aufgrund der Vorgaben des Verlags im Umfang be-

Müller (éds.), *Worldwide. Archipels de la mondialisation. Archipiélagos de la globalización. A TransArea Symposium*, Madrid/Frankfurt/Main: Iberoamericana/Vervuert, 2012, S. 277-292.

4 Ulrich Schulz-Buschhaus, „Die Unvermeidlichkeit der Komparatistik. Zum Verhältnis von einzelsprachlichen Literaturen und Vergleichender Literaturwissenschaft“, in: *Arcadia* 14, H. 3, 1979, S. 223-236.

5 Vgl. hierzu u. a.: Maurice Lemire, *Le mouvement régionaliste dans la littérature québécoise (1902-1940)*, Québec: Nota Bene (Hors Collection - Lettres), 2007; Aurélien Boivin, Hans-Jürgen Lüsebrink, Jacques Walter (Hg.), *Régionalismes littéraires et artistiques comparés. Québec/Canada – Europe*, Nancy: Éditions Universitaires de Lorraine, 2014 (Coll. Questions de Communication, Série Actes 22).

6 Vgl. programmatisch hierzu auch: *Le Québec, une autre Amérique. Dynamismes d'une identité*. Themendossier der Zeitschrift *Cités. Philosophie, Politique, Histoire*, 23, 2005, S. 3-182.

schränkten Handbuch wie dem vorliegenden einige Lücken auf. So bleiben etwa das Werk und die transkulturelle Karriere des Québécois Nationaldichters Louis-Honoré Fréchette (1839-1906) unerwähnt. Fréchette lebte von 1866 bis 1871 in Chicago, gehörte der American Folklore Society an, (mit)begründete nach ihrem Vorbild die *Society for the Study of Folklore in Canada* und wurde durch seinen USA-Aufenthalt nachhaltig in seinem weiteren literarischen Schaffen beeinflusst. Sein populäres Erzählwerk erfuhr durch Übersetzungen in den USA eine breite Rezeption und prägte das Bild Québécois und des frankophonen Kanadas in den Vereinigten Staaten.⁷ Generell wird die Rolle von Übersetzungen, vor allem auch von populären Erzählwerken der Québécois Literatur wie *La Noël au Canada* (1900) von Fréchette, *Récits laurentiens* (1919) von Marie-Victorin, *Maria Chapdelaine* (1914/1916) von Louis Hémon und *Chez nous* (1914) von Adjutor Rivard (das unter dem Titel *Our Old Quebec Home* 1924 in englischer Übersetzung in Toronto erschien), denen im Kontext der transkulturellen Verflechtung der anglo- und frankophonen Literaturen Nordamerikas eine wichtige Rolle zukommt, im vorliegenden Band zu wenig berücksichtigt.⁸ Unerwähnt bleiben leider auch Werk und Biographie des Québécois Theater- und Filmregisseurs und -autors Robert Lepage, die wie kaum ein anderer Autor und Künstler im zeitgenössischen Nordamerika transkulturell geprägt sind: durch die Tätigkeit Lepages als Theaterregisseur nicht nur in Québec-Ville, sondern auch in Las Vegas, New York, Toronto und Ottawa; sowie durch die transnationalen, multikulturellen und mehrsprachigen Dimensionen seines Werkes, das Sprach- und Kulturgrenzen in

gleicher Weise thematisiert wie in Frage zu stellen und radikal aufzubrechen sucht.⁹

Die genannten Punkte sollten weniger als Kritik, sondern als Ergänzungen verstanden werden – und als Anregungen, sie in einer Neuauflage des vorliegenden Werkes ggfs. zu berücksichtigen. Sie schmälern nicht die Verdienste des vorliegenden Werkes und seiner Herausgeberin. Es stellt ein konzises, gut lesbares, sorgfältig lektoriertes und inhaltlich kohärentes Handbuch dar, das zudem in überzeugender Weise theoretische Überlegungen und Konzepte mit der Analyse umfangreicher Textcorpora aus verschiedenen Sprachen und Kulturen verbindet. Es legt hiermit die Grundlagen für die weitere vergleichende sowie inter- und transkulturelle Erforschung und didaktische Vermittlung der Literaturen Nordamerikas.

Hans-Jürgen Lüsebrink

Julia Straub (ed.), *Handbook of Transatlantic North American Studies*, Berlin: De Gruyter, 2016 (619 pp.; ISBN 978-3-11-037637-1; € 199,95)

In English and American Studies, the nation state and its ideologues have been under attack for a while now. Scholars have critiqued the tacit nationalism underlying questions asked in these fields and suggested to expand the scope of inquiry beyond national borders. Most notably, the New Americanists around Donald Pease and John Carlos Rowe have turned the scholarly gaze on the transnational mobilities of people, things, and ideas. In this context, *Transatlantic North American Studies* (TNAS) focuses on the relationship between Europe, the former North American colonies and Africa. The Atlantic links these continents in a cultural and economic marketplace characterized by multidirectionality and processes of circulation.

7 Kenneth Landry, „Other days, other ways‘: la diffusion de quelques ‚classiques‘ du régionalisme littéraire québécois par des traductions anglaises“, in: Boivin/Lüsebrink/Walter, *Régionalisme littéraire*, S. 203-217.

8 Ibid., S. 210.

9 Sarah Larsen-Vefring, Doktorandin im IRTG Trier-Saarbrücken-Montréal, bereitet zur Inszenierung von *Diversity* im Werk Lepages ihre Dissertation vor, die vor dem Abschluss steht.

Editor Julia Straub's *Handbook of Transatlantic North American Studies* successfully illustrates this exciting new perspective for students of English in BA and MA programs. True to the series goal, it shows how theory translates into scholarly analysis. Straub's introduction carefully maps the territory of TNAS amidst a bustling field of concepts emanating from transnationalism (2-6). It is commendable not only for its special eye for a student readership but also for its consideration of the merits and shortcomings of TNAS. Straub groups the contributions by scholars from English Departments around the Atlantic (with a focus on German speaking countries) into eight parts that include literary movements and key periods, authors, aesthetics (genres, styles debates), media cultures, the Black Atlantic, reception histories, Transatlantic Canadian Studies, and the final part "Widening the Transatlantic Sphere", which addresses Irish Caribbean and Irish-American literatures and the Scottish American Enlightenment. Thematically, this structure circles outward from a narrow definition of literature and traces transatlantic crossings back and forth. TNAS's provenance from American Studies becomes obvious: the majority of articles address US American topics and 19th century literature and culture, with a focus on prose writing opposite singular discussions of cartoons or travel writing. Based on this thematic tilt, students may wonder about TNAS and other genres, media, and text forms, and, on the meta-level, about the meaning of this selection for canonization.

The handbook's outline dedicates a special chapter to "Transatlantic Canadian Studies" that invites reflecting on the role of Canadian Studies in TNAS. In the four articles of this section, Martin Kuester writes about Canadian Studies and Literature; Maria Löschnigg addresses Canadian Short Story Writing; Hanne Birk and Marion Gymnich discuss Multiculturalism in Canadian Fiction; and Nicole Perry relates Canadian Indigenous transatlantic crossings to the *Indianer*-myth in German-speaking countries.

First, a critical look: "Transnational Canadian Studies" excludes other, e.g. Indigenous, French or Ibero-American origin, as the introduction duly acknowledges (7). With a focus on literature in English, the section lags behind TNAS premises. We also have to ask about Canada's role in the "North American" component of TNAS: How does Canadian Studies relate to, first, the academic discourses of the US (which introduced transnationalism), and second, to the English Studies programs in German-speaking countries the series wants to address? How does a Canadian perspective triangulate the transatlantic push and pull between Europe and the US? This might have been illustrated at the expense of dissolving the Canadian Studies chapter: The Canadian short story might be read with the American one; "Multiculturalism in Canadian Fiction" with "Genres, Styles, Debates"; and the "Indianer"-chapter with reception histories. The weight of Martin Kuester's article lays bare a lacuna for a US point of view: it begs a response from the perspective of American Studies offering an overview of the US exceptionalist narrative.

Second, however, the section offers a valuable go-to reference for students interested in Canadian Studies, thus rendering the field visible in the greater context of TNAS and providing an overview of Canadian literary and cultural studies. In his foundational contribution, Martin Kuester combines a disciplinary overview with recent political interventions (he has an axe to grind with the Harper government's stalled funding). He concludes with case studies on imagology and personal displacement that display the need for a continued transatlantic look at Canada. Maria Löschnigg's article on the short story as well as Hanne Birk and Marion Gymnich's on multiculturalism provide concise insights into the formation and categorization of literary debates. Both pieces appealingly bridge the gap between overview and specific examples. They complicate genre and topic labels and inspire readers to look further into the field. Finally, Nicole Perry offers an inversion of the preva-

lently US-focused transatlantic gaze: she reads together two first nations views of Germany, the Inuk man Abraham Ulrikab's autobiography and contemporary writer Drew Hayden Taylor's play *The Berlin Blues*. Hers is the only contribution to the handbook to consider an Indigenous perspective, and it also emphasizes the temporal dimension of cultural encounter: Ulrikab's perspective predates the invention of the German *Indianer*-image by Karl May; Taylor's text creatively ridicules it. Hence, thinking about transatlantic flows and mobilities also requires addressing the dissemination of knowledge and myth: what was known when and by whom? The section on Canadian Transatlantic Studies in its entirety motivates for more inquiry into Canada's place in a transatlantic sphere of cultural encounter and exchange.

Ultimately, the *Handbook of Transatlantic North American Studies* impressively illustrates the productivity of this recent look beyond national borders. Carefully edited and introduced, it fully achieves its goal and offers a jumping off point to find their own paths into TNAS. Let's hope the discussion continues.

Stefanie Schäfer

Waldemar Zacharasiewicz/Christoph Irmscher, Hg., *Cultural Circulation: Dialogues between Canada and the American South*, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 2013 (398 S.; ISBN 978-3-70001-7429-5; € 49)

Der vorliegende Band, das Resultat eines internationalen Kolloquiums, das im September 2010 an Universität Wien stattgefunden hat, vereint 24 Beiträge hochkarätiger Forscherinnen und Forscher aus Kanada, den USA und Europa. Sie widmen sich dem – wie in der Einleitung zu lesen ist – „under-researched topic“ (9) des kulturellen Austausches zwischen dem Süden der USA und Kanada, einem Vorhaben, das ob seiner Vielfältigkeit durchaus als ehrgeizig bezeichnet werden kann. Es muss jedoch

festgehalten werden: Die hohe Leseerwartung wurde nicht enttäuscht! Einer der wichtigsten Aspekte des Buches ist der methodisch-theoretische Zugang der *Comparative North American Studies* bzw. der *Interamerican Studies*.

Der mit seinen 398 Seiten in jedem Sinne recht gewichtige Band beinhaltet 21 Kapitel, die in vier Abschnitte eingeteilt sind. Umrahmt werden diese Abschnitte nach einer gut lesbaren Einleitung elegant von der exzellenten „Ouverture“ der prominenten kanadischen Autorin Aritha van Herk, einer „ficto-critical story“ (23), in der die Autorin in der ihr eigenen feinsinnigen Sprache gekonnt auf William Faulkners Kanadier Shreve McCannon in *Absalom! Absalom!* Bezug nimmt, und einem „Envoi“ des berühmten kanadischen Literaturkritikers Laurie Ricou, der den Band mit persönlichen Gedanken zu den „Canadian connections to the capital S South“ (367) in Form einer Variation des Blues abrundet. Die vier Abschnitte sind der Chronologie der nord-amerikanischen Geschichte folgend aufgebaut. Der erste Abschnitt, „Acadians and Canadians“, widmet sich in seinen drei Aufsätzen der *Cajun culture* und dem *grand dérangement* französischsprachiger Kanadier durch britische Siedler in Richtung Louisiana, wo die Acadians als Cajuns der Amerikanisierung trotzen. Bernd Ostendorf ausgezeichnetes Eröffnungskapitel „Et in Acadia Ego“ zur Rolle von *Displacement* und *Diaspora* im kollektiven Gedächtnis der Cajuns kann als ein sehr wichtiger sozial- und kulturgeschichtlicher Beitrag zu den Cajun Studies gesehen werden. Ostendorf analysiert die Repräsentation der Cajun Culture im Film „Belizaire the Cajun“ im Kontext des sehr gut erklärten Cajun Revival. Der Text bereitet den Weg für Jutta Ernsts Kapitel „Beyond the Bayou“, in dem sie Kate Chopins Louisiana Short Stories auf die Repräsentation der Cajuns hin untersucht und zeigt, dass Chopins Texte als Vorbote für die Theorien des Transnationalismus wie etwa von Randolph S. Bourne gelesen werden können. Wie Aritha van Herk nimmt auch Jacques Pothier in seinem

kurzen Text auf Faulkners Yoknapatawpha County Bezug und stellt diesem gekonnt Antonine Maillets Acadia aus ihrem Roman *Pélagie-la-Charette* gegenüber.

Teil zwei, „Transmigrations“, beginnt mit Christoph Irmischers Aufsatz zu John James Audubons *Journal* und seinen ornithologischen Studien, die auf dessen Reise nach Labrador entstanden. Die sieben wunderschönen Farbillustrationen – Vogelbilder, die der Maler und Kupferstecher Robert Havell nach Audubons Zeichnungen anfertigt – veranschaulichen dessen Arbeit sowie den Fokus des Artikels, der auch in der Einleitung eigentlich noch zum ersten Teil des Buches gezählt werden sollte, zumal Teil zwei nun mit einem neuen thematischen Cluster weitergeführt wird, dessen vier Essays sich einer Diskussion der Fluchtbewegungen amerikanischer SklavInnen in Richtung Norden widmen. Während Richard Ellis sich Kanada als fetischistischem Symbol der Freiheit in Harriet Beecher Stowes *Uncle Tom's Cabin* widmet und seine beeindruckende Analyse anhand ausführlicher Textzitate belegt, widmet sich Jutta Zimmermann in „From Roots to Routes“ der *Underground Railroad* gekonnt aus der Perspektive der *Black Atlantic Studies*. Sie liest Lawrence Hills *The Book of Negroes* gewissermaßen als Fortführung von Alex Halesys gut 30 Jahre älterem Text *Roots*, wobei sie beide Werke kontextualisiert und die afrikanische Diaspora aus komparatistischer Sicht beleuchtet. Hans Baks Essay beschäftigt sich in seinem Triptychon der Repräsentationen der Flucht nach Kanada, der imaginierten Utopie, ebenfalls mit Lawrence Hills Text, kontrastiert ihn jedoch mit anderen kulturellen Repräsentationen der Diaspora wie Ishmael Reeds postmodern-ironischem Werk *Flight to Canada* und Jacob Lawrences modernistischen Bildern aus *Harriet and the Promised Land*. Leider verzichtet dieser Text, anders als C. Irmischers Essay, auf Illustrationen (was vermutlich auf urheberrechtliche Probleme zurückzuführen ist). Nichtsdestotrotz ist auch dieser gut strukturierte Artikel absolut lesenswert. Im Zentrum des ebenso bemerkens-

werten Aufsatzes „The Bridge from Mississippi's Freedom Summer to Canada“ von Sharon Monteith steht die Analyse von Pearl Cleages Zweiakter *Bourbon at the Border*, in dem Kanada jedoch als unerreichbarer Garten Edens präsentiert wird. Anders als in der Einleitung zum Sammelband angekündigt schließt David Williams zitaterreicher und etwas sperriger Artikel „Metropolis and Hinterland: Faulkner and MacLeod“ den zweiten Teil des Buches ab und kann mit seiner Analyse von Zentrum und Peripherie in Faulkners *The Sound and the Fury* und Alistair MacLeods *No Great Mischief* als Brückenschlag zum dritten thematischen Cluster, dem der Intertextualität in *Cultural Circulation*, überzeugen.

„Rewritings and Influences“ beginnt mit einer Analyse intertextueller Bezüge von Rosella Mamoli Zorzi in ihrem sehr kurzen Artikel „Re-writing the Grimms: Eudora Welty and Margaret Atwood“. Der Artikel hätte von einer stärkeren Kontextualisierung im Rahmen der *Cultural Circulation* profitiert, ist doch die Analyse der Grimm'schen Bezüge in *The Robber Bridegroom* und *The Robber Bride* anderswo bereits ausreichend dokumentiert. Alice Munro und Eudora Welty werden auch im kurzen Artikel von Pearl Amelia McHaney besprochen, die den Süden aus Welyts Settings mit dem Ontario von Munros Texten vergleicht. Auch Charles Reagan Wilson widmet sich in seinem Beitrag Munros Darstellungen Kanadas, in diesem Fall speziell von Religiosität, unter Bezugnahme auf den amerikanischen Süden, bevor Danièle Pitavy-Souques sich dem Unheimlichen in den Werken von Eudora Welty, Margaret Atwood, Kate Chopin und Isabella Valancy Crawford auf vergleichende Weise auf die Spur macht. Als einziger Autor im Sammelband wagt sich dann Ian McRae von Kanada aus nach Lateinamerika und stellt auf diese Weise in seinem ausführlichen und gut recherchierten Text „An Open Field of Possibility“ einen etwas weiter gefassten interamerikanischen Bezug her. Die „truly hemispheric dimension“ (16), die dem Artikel in der Einleitung zugeschrieben

wird, verleiht McRae dem Sammelband durch seine höchst interessante Bearbeitung der Fragestellung, ob es denn so etwas wie eine „inter-American literature“ (231) überhaupt gäbe, und, wenn ja, was diese denn ausmachen würde. Er zeigt dies anhand einer überzeugenden Analyse der intertextuellen Bezüge in Werken von u.a. Jack Hodgins, Euclides da Cunha, William Faulkner und Gabriel García Márquez, in denen er eine „paradoxical continuity“ (250) entdeckt, wodurch er zum Schluss kommt, dass die Frage nach einer gemeinsamen Amerikanizität mit ja beantwortet werden soll. William V. Davis' Beitrag „Crisscrossing the Continent“ beschließt Teil III mit einer aufschlussreichen vergleichenden Diskussion von Charles Olson, der *Black Mountain Group* und deren Einfluss auf die kanadische *Tish Group* und lässt dadurch auch das Genre der Dichtung im Band nicht zu kurz kommen.

Teil IV, „Circulating Genres and the Emergence of a Transcontinental Postmodern“, wird von Reingard Nischiks scharfem komparatistischen Blick auf die Anfänge der „Modernist Short Story“ eröffnet, in dem sie einmal mehr ihre Expertise in diesem Bereich unter Beweis stellt. Dieter Meindls Beitrag nähert sich dem Vergleich des „Canadian/American South“ in der Kurzgeschichte an, in dem er eine *close reading* von Texten dreier AutorInnen, Flannery O'Connor, Jack Hodgins und Leon Rooke, vornimmt und den Einfluss der Literatur des Amerikanischen Südens auf den kanadischen (Post)modernismus konstatiert, dessen Stimme, so sein wichtiges Abschlussargument, im kulturellen Dialog von Süd und Nord immer stärker hörbar wird.

Der rote Faden der durchdachten Komposition dieses Sammelbandes ist immer gut sichtbar; auch hier gibt es wieder ein Element, das den Faden in den nächsten Artikel weiterspinnt: Es ist die Neuverortung Leon Rookes, des kanadischen Schriftstellers aus North Carolina, dessen Stimme nun im Zentrum von Thomas L. McHanays etwas kürzerem Beitrag „Voice Not Place“ steht. Marcel Arbeit widmet sich in „I, Canadian“

ebenfalls dem Phänomen der Süd-Nord-Migration und der Repräsentation von daraus resultierenden Ambivalenzen, und zwar in Bezug auf das Werk Elizabeth Spencers, speziell *The Night Travellers*. Grenzüberschreitungen sind auch das Thema in Nahem Yousafs Interpretation von Michael Ondaatjes *Coming Through Slaughter*, dessen Protagonist, Jazzmusiker Charles „Buddy“ Bolden aus New Orleans, auch der kanadische Autor Stefan Berg in seiner *Graphic Novel* präsentiert. Yousaf gelingt es in seinem Beitrag überzeugend darzulegen, dass Ondaatjes Narrativ prägend für sämtliche weitere Darstellungen des Musikers sind. Last, but by no means least, ist Caroline Rosenthals Aufsatz „Culinary Transgressions“ ein Gustostück des Bandes. Anhand der Texte *Fried Green Tomatoes at the Whistle Stop Café* von Fanny Flagg und *The Cure for Death by Lightning* von Gail Anderson-Dargatz vergleicht Rosenthal die Darstellung und Funktion von *food practices* für die Konstruktion weiblicher Identitäten und *Gender codes* in Alabama bzw. British Columbia. Während die Zubereitung von Essen in beiden Texten eine zentrale Rolle für die Aushandlung alternativer Räume für Frauen spielt, ist die Art und Weise, wie dies repräsentiert ist, sehr unterschiedlich. Und auch hier setzt sich der thematische rote Faden wieder fort, und zwar nicht nur durch die Analyse weiterer, narrativer, Grenzüberschreitungen, sondern auch durch Rosenthals Bezugnahme auf Laurie Ricou, dessen „Envoi“ wenige Seiten später die spannende, abwechslungsreiche und informative Lesereise beendet.

Fazit: Das uneingeschränkt positive Resümee wird auch durch die Tatsache nicht getrübt, dass die der hohen inhaltlichen Qualität angemessene Aufmerksamkeit nicht an den Tag gelegt wurde, was das Korrektorat des Buches, vor allem der bibliographischen Angaben betrifft. Dies ist jedoch weniger den AutorInnen als dem Verlag anzulasten. Die Artikel sind allesamt theoretisch und methodisch mit großer Sorgfalt verfasst, und die ansehnliche Bandbreite an Themen und Zugängen

verweist auf die Wichtigkeit, in diesen Bereichen weiter zu arbeiten. Der absolut lesenswerte Band stellt ohne Zweifel einen wertvollen Beitrag im Bereich der Inter-amerikanischen Studien dar.

Ulla Kriebner

Waldemar Zacharasiewicz/Fritz Peter Kirsch, *Immigration and Integration in North America: Canadian and Austrian Perspectives*, Göttingen: V&R unipress, 2014 (167 S., ISBN 978-3-8471-0272-4; € 35)

In Anbetracht der anhaltenden medialen Aktualität der Migrationsthematik in Europa und insbesondere im deutschsprachigen Raum stellt der vorliegende Sammelband von Waldemar Zacharasiewicz und Fritz Peter Kirsch einen konstruktiven Beitrag zu den emotionsgeladenen Debatten, die rund um dieses Thema geführt werden. Die neun Beiträge der Publikation verfolgen das Ziel, unterschiedliche Facetten von Immigration und Integration am Beispiel Nordamerikas aus kanadischer und österreichischer Perspektive unter die Lupe zu nehmen. Der Band beinhaltet sechs englischsprachige und drei deutschsprachige Artikel von renommierten Kanadisten und Kanadistinnen aus Kanada, Deutschland und Österreich aus dem Feld der anglo- und frankokanadischen Literaturwissenschaft wie aus den Geschichtswissenschaften. Die Beiträge beschäftigen sich einerseits mit literarischen Darstellungen von individuellen und kollektiven Migrationserfahrungen aus Anglo- und Frankokanada und gehen andererseits der Frage nach, ob die nordamerikanischen Immigrationsmodelle für Länder wie Österreich beispielgebend sein könnten.

David Staines beginnt mit einem historischen Abriss über die Multikulturalismus-Politik in Kanada und weist darauf hin, dass sich die multikulturelle Dimension der kanadischen Gesellschaft in der anglophonen Erzählliteratur seit Ende des 19. Jahrhunderts als eine „curious mingling of the native-born and the naturalized voices“ (17)

widerspiegelt. Unter Bezug auf literarische Einzelbeispiele beschreibt er, wie sich Kanadas Selbstwahrnehmung von einer Kolonie, deren Identität ausschließlich über das andere (vornehmlich GB und USA) definiert wurde, ab Mitte des 20. Jahrhunderts zu einer eigenständigen Entität entwickelte, die nach und nach Stimmen ethnischer Gruppen in sich aufnahm, und sich heute als globales Dorf (*global village*) versteht, in dem die Kategorien national und international obsolet geworden sind. Waldemar Zacharasiewicz führt anhand von autobiographischen Texten, sogenannten ‚life writings‘, vor, dass die kollektive Erfahrung europäischer ImmigrantInnen in Kanada von Vorurteilen, schlechten Arbeitsbedingungen und spärlichen Aufstiegschancen sowie einem Mangel an Respekt in der Aufnahmegesellschaft geprägt ist. Daneben beobachtet er seit der Einführung der Multikulturalismus-Politik einen Anstieg an autoethnographischen Erzählungen, der daher rühre, dass sich MigrationsautorInnen seither stärker zu ihrem kulturellen Erbe bekennen und gleichzeitig ihr Kanadischsein zelebrieren können, ohne dafür diskriminiert zu werden. Ausgehend von der Annahme, dass Literatur Aufschluss darüber gibt, wie kulturelle Werte und Normen innerhalb von Gesellschaften reflektiert werden, analysiert Martin Löschnigg die literarischen Reaktionen auf Migrationserfahrungen in vier anglokanadischen Texten. Dabei zeigt er, dass diese wiederholt Ambivalenzen innerhalb der aufnehmenden und der von ihr aufgenommenen Kulturen thematisieren, die auf jeweils unterschiedliche soziokulturelle und linguistische Referenzsysteme zurückzuführen sind. Carmen Birkle beschreibt, wie die anglo-karibische Literatur in den vergangenen Jahrzehnten weg von binären Beschreibungen hin zu offeneren multi-ethnischen Diskursen steuert, in denen sich die ProtagonistInnen nicht mehr über ethnische und kulturelle Etikette wie Hautfarbe oder Speisen definieren, sondern durch Transkulturationsprozesse neue Identitäten entwickeln. Ursula Mathis-Moser erläutert die teils problemati-

schen, teils aber auch positiven Erfahrungen von Immigration und Integration anhand eines Streifzuges durch das künstlerische Schaffen des aus Haiti stammenden Autors Dany Laferrière. Vor dem Hintergrund der kanadischen Immigrationspolitik unternimmt Andrea Strutz eine detaillierte Darstellung der Emigrationsbewegungen und -gründe sowie der ethnischen Zusammensetzung der SiedlerInnen aus den (ehemaligen) österreichischen Gebieten nach Kanada zwischen 1876 und 1962. Anhand zahlreicher Beispiele aus der Literatur zeigt Zacharasiewicz in seinem zweiten Beitrag, dass mindestens bis zur Einführung der Multikulturalismus-Politik in Kanada ImmigrantInnen, trotz unterschiedlicher ideologischer Eckpfeiler (*Canadian mosaic* und *garrison mentality* in Kanada; *melting pot* und *frontier-Mythos* in den USA), innerhalb der kanadischen und US-amerikanischen Aufnahmegesellschaft in ganz ähnlicher Weise stereotypisiert und diskriminiert wurden. Dirk Hoerder vergleicht die Auswirkungen von Rahmenbedingungen für MigrantInnen in französischen und kanadischen Lebenszeugnissen und führt vor, dass gerade Kanada für Österreich, das im 20. Jahrhundert eine Politik der Abschottung und Enklavenbildung betrieb, als Beispiel dafür dienen kann, wie das „alltagsweltlich praktizierte multikulturelle Leben und die Politik multikulturellen Zusammenlebens“ (145) erfolgreich umgesetzt werden können. Der abschließende Beitrag des zweiten Herausgebers, Fritz Peter Kirsch, schließt thematisch an den vorherigen an, indem er einige Anknüpfungspunkte und Potentiale anführt, die der Taylor-Bouchard-Bericht aus dem Jahr 2008 über die Migrations- und Integrationspolitik Quebecs, die sich dem Interkulturalismus verschreibt, für Österreich bereithalten könnte.

Insgesamt zeigen die Beiträge, dass Kanadas Multikulturalismus-Politik nicht alle gesellschaftlichen Probleme zu beseitigen vermochte, und relativieren somit die Vorstellung von Kanada als strahlendes Vorbild für eine durch und durch gelungene Migrationspolitik. Die Beiträge machen allerdings

auch sichtbar, dass sich das Miteinander seit der Einführung der multikulturellen Politik verbessert hat und Kanada somit zumindest als Inspirationsquelle für andere Länder dienen kann.

Der Sammelband erschien in der Reihe *Migrations- und Integrationsforschung – Multidisziplinäre Perspektiven*, herausgegeben von Heinz Fassmann, Richard Potz und Hilde Weiss, und eignet sich für alle ForscherInnen aus den Literatur-, Kultur- und Geschichts- wie auch Politikwissenschaften, die sich mit Migrationsphänomenen beschäftigen und ihr Wissen um kanadische Immigrations- und Integrationspolitik sowie deren literarische Repräsentationen erweitern möchten.

Yvonne Völkl

Christian Weyers, *Die Vermessung der Nouvelle-France – Historische Land- und Seekarten von Kanada aus dem 17. und 18. Jahrhundert in der Kurfürstlichen Bibliothek zu Dresden*, ein kartographisches Projekt unter der Leitung und Herausgeberschaft von Ingo Kolboom, Heidelberg: Synchron Publishers, 2016 (324 S., ISBN 978-3-939381-66-2; € 34,90)

Liest man sorgfältig zwischen den Zeilen des Vorworts von Ingo Kolboom, so mag man am Ende aufatmen, dass man dieses Buch in der Hand hält. Offensichtlich war es nicht ganz einfach, die (möglicherweise letzte) Publikation des Centrums für interdisziplinäre franco-kanadische und franco-amerikanische Forschungen/Québec-Sachsen (CIFRAQS) der TU Dresden erfolgreich abzuschließen, verursacht durch eine Reihe personeller Veränderungen und materieller Hürden, denen sich der Herausgeber der Reihe stellen musste. Dass er diese Hürden unter Aufbietung aller Kräfte und Bereitstellung auch privater Mittel gemeistert hat, dazu muss man dem verehrten Kollegen aufrichtigen Dank sagen.

Die Materie dieses Bandes ist faszinierend und von allerhöchstem Interesse, und dies nicht nur für Kanada-interessierte Historiker oder Geographen. Es handelt sich um ein Zeitgemälde vor dem Hintergrund kartographischer Darstellungen, das gleichermaßen die zunehmende geographische Entschleierung des neuen Kontinents als auch die komplexen territorialgeschichtlichen Zusammenhänge verständlicher macht. Dass die einschlägigen Bestände an historischen Land- und Seekarten von Kanada in der Kurfürstlichen Bibliothek zu Dresden in so reichhaltigem Umfang erhalten sind und nunmehr im Rahmen des von Kolboom geleiteten Kartenprojekts *Die Vermessung der Nouvelle-France* einer systematischen Auswertung unterzogen wurden, kann als Glücksfall für die kanadistische Forschung verstanden werden.

Kolboom hat es sich nicht nehmen lassen, zunächst in einem einleitenden Kapitel Grundfragen der kartographischen Darstellung zu reflektieren. Unter der Überschrift „Seefahrer, Geometer und Voyageurs. Die Nouvelle-France als kartographisches Abenteuer“ weist er auf den bahnbrechenden Wandel in der Kartographie der beginnenden Neuzeit hin, die einen Abschied von den unter augustinischem Einfluss entstandenen mystifizierenden Weltkarten des Mittelalters bedeutet, unter gleichzeitiger Hinwendung zu empirisch basierten Darstellungen einzelner Länder und Regionen, natürlich auch der Welt, soweit sie zum damaligen Zeitpunkt bekannt war.

Folgt man Kolbooms Gedankengang, so wird dieser geistesgeschichtliche Umbruch etwa an der Weltkarte deutlich, die 1477 von dem florentiner Kosmographen Paolo dal Pozzo Toscanelli (1397–1482) erstellt wurde. Diese Plattkarte mit quadratischem Linienmuster war zwar sehr fehlerhaft hinsichtlich der Entfernungsangaben zwischen Asien und Europa, gleichwohl war sie möglicherweise der Grund dafür, dass die Neue Welt durch Kolumbus (dem diese Karte als Orientierung diente) überhaupt entdeckt wurde. Toscanelli schrieb als Kommentar: „Wundert Euch nicht, dass ich die Gegend,

wo man die Gewürze herholt, westlich nenne, während man sie doch gewöhnlich als im Osten liegend bezeichnet. Denn man kann sie erreichen, indem man stetig nach Westen segelt. Deshalb zeigen die in der Länge der Karte eingetragenen Linien die Entfernungen von Osten nach Westen.“

Insofern hat Kolboom nicht unrecht, wenn er von einem Zufallsfund auf der Suche nach Cathay (= China) spricht. Toscanelli kannte die genaue Ausdehnung Asiens nicht. Er zeichnete es in seiner Karte zu lang und der Atlantik wurde dadurch in seiner Karte viel zu schmal. Hätte Kolumbus die richtige Entfernung zwischen Europa und Asien gekannt, hätte er die Reise vielleicht nie unternommen. Dass zwischen diesen beiden Kontinenten noch ein weiterer liegt, ahnte zu dieser Zeit niemand. Etwas überspitzt kann man sagen, dass die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus einem schweren Rechenfehler von Toscanelli zu verdanken ist.

Es handelt sich bei Toscanellis Karte nicht eigentlich um eine Weltkarte, sondern um eine Karte des Atlantischen Ozeans mit seinen Inseln. Entscheidend ist, dass ihr wieder die Vorstellung von einer Kugelform der Erde unterliegt, die wenige Jahre später durch Martin Behaims „Erdapfel“ (1492) ihre kartographische Bestätigung findet. Im Osten sind (recht genau!) die Küsten Portugals und Westafrikas, im Westen der ostasiatische Raum mit Cathay, Indien sowie den südostasiatischen Inseln und Cipangu (= Japan) eingezeichnet. Die Meridiane stellen Entfernungslinien dar. Dass wenige Jahre später Martin Waldseemüller, neben Sebastian Münster der wichtigste Vertreter der Straßburger Kosmographenschule, in seiner Weltkarte (1507) auf dem von Kolumbus entdeckten Landstrich den Namen „America“ erstmalig vermerkt und dass es sich dabei um einen eigenen, von Wasser umgebenen Erdteil handelt, ist zu Recht in der Wissenschaft als kartographische Sensation gewertet worden – schließlich wurde der Pazifische Ozean erst einige Jahre später durch den Portugiesen Magellan entdeckt.

Nur wenige Jahre nach dessen erster Umsegelung Südamerikas (1520) begann die systematische Erkundung des nordamerikanischen Kontinents (die Erkundungsfahrt des Venezianers Giovanni Caboto aus dem Jahre 1497 sei hier nicht unterschlagen) durch den florentinischen Seefahrer Giovanni da Verrazzano, der von Franz I. mit der Erkundung des Küstenstreifens zwischen Florida und Neufundland beauftragt worden war. Jacques Cartier folgte mit drei Erkundungsfahrten zwischen 1534 und 1542, wobei er in seinen Reiseberichten erstmals die „Gewässer, Gestade, Territorien und Einwohner jenes Landes beschrieb, das er nach dem irokesischen Wort für ‚Dorf‘ oder ‚Siedlung‘ auf den Namen ‚Canada‘ taufte.“ Von nachhaltiger Bedeutung ist dabei, dass durch diese beiden Seefahrer Begriffe wie „Nova Franza“ (und Abwandlungen), „Acadia“ und „Canada“ fortan in allen Karten beibehalten wurden und dass durch diese toponymische Festlegung eine quasi-legitimatorische Anerkennung dieser Räume als „Franzosenland“ dokumentiert wurde, die Frankreich in diesen Bereichen eine unleugbare Priorität und ältere Ansprüche als England einräumte, wie Kolboom (13) unter Berufung auf H. Schreiber (*Die Neue Welt. Die Geschichte der Entdeckung Amerikas*, Gernsbach 1991) feststellt.

Die systematische Erkundung und Landnahme von La Nouvelle-France verbindet sich indessen in erster Linie mit dem Namen Samuel de Champlains zu Beginn des 17. Jahrhunderts, der (nach dem Misserfolg von Port Royal, 1605) mit der Gründung von Québec (1608) ein dauerhaftes Verwaltungszentrum Neufrankreichs schuf, eines Gebiets, das sich auf dem Höhepunkt seiner geographischen Ausdehnung bis zur Mündung des Mississippi erstreckte. Seine 1612 erstellte *Carte Geographique de la Nouvelle Franse Faicte par le Sievr de Champlain Saint Tongois Cappitaine ordinaire povr le Roy en la Marine* gilt als eines der eindrucksvollsten Kartenwerke der Frühneuzeit, das seinen Autor nicht nur als produktiven Kartographen ausweist, sondern gleichzeitig in

beispielhafter Weise die kartographischen Fortschritte der Zeit dokumentiert.

Diese waren gewaltig, und sie waren nicht nur in Frankreich bahnbrechend. Sie werden gerne unter dem Überbegriff der Kopernikanischen Wende (Ablösung des geozentrischen Weltbildes eines Ptolemäus durch das heliozentrische eines Nikolaus Kopernikus) zusammengefasst. Dies ist gleichbedeutend mit dem Beginn eines neuen Denkens, das in den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen seinen Niederschlag findet. Von grundlegender Bedeutung ist die nunmehr unumstößliche Erkenntnis von der Kugelvorstellung der Erde, die aufgrund der Seefahrt und der Entdeckungsreisen empirisch bewiesen war. Auf der Grundlage der Vermessungen und in Verbindung mit Fortschritten in der Projektionslehre (mathematische Geographie) wird das 16/17. Jahrhundert zum „Jahrhundert der Atlanten“, wobei die Idee zur Herstellung eines Weltatlas erstmals von keinem geringeren als Gerhard Kremer alias Mercator bereits Ende des 15. Jahrhunderts entwickelt worden war.

Natürlich kann man die Führungsposition der Holländer in der Kartenkunst des 17. Jahrhunderts nicht in Frage stellen, man denke an das *Theatrum Orbis Terrarum* eines Abraham Ortelius aus dem Jahre 1570 (70 Karten auf 53 Blättern) oder das ab 1634 entstehende Atlaswerk *Theatrum Orbis Terrarum, sive Atlas Novus* eines Willem Janszoon Blaeu. In Fortführung des Mercator-Atlas von 1578 veröffentlichten Henricus Hondius und Jan Jansson mehrere Atlaswerke, weitere Namen wären hier zu nennen. Aber auch Frankreich gehört zu den Pioniernationen der Kartographie des 17. Jahrhunderts, wie Kolboom (23) unter Verweis auf Christine Marie Petto, (*When France was King of Cartographie ...*, Lanham [Maryland] 2007) hervorhebt. Zu den Pionieren zählte hier Nicolas Sanson mit seinem 1648 erschienenen Atlas *Cartes Générales de Toutes les Parties du Monde* (82 Karten), und natürlich müssen in diesem Zusammenhang die *Ephemeriden* eines Cassini genannt werden, ein 1666 erstmals auf der

Grundlage der Triangulation erstelltes Kartenwerk, das wegweisend für die weitere Geschichte der Kartographie wurde, und dies nicht nur in Frankreich. Diese Entwicklung strahlte auch auf La Nouvelle-France aus, wo, wenngleich rd. 100 Jahre später, einer der bemerkenswertesten Atlanten der damaligen Zeit entstand, der 1780 erschienene *Atlas de toutes les parties connues du globe terrestre, dressé Pour l'Histoire Philosophique & Politique des Établissements & du Commerce des Européens dans les deux Indes* des königlichen Kartographen Rigobert Bonne (1727–1795) mit 50 Karten und zahlreichen Tabellen. „Dank einer nach ihm benannten neuen mathematischen Kartenprojektion (1752) und der Entwicklung schiffstauglicher Chronometer („horloges marines“) seit 1761, die eine präzise Längsberechnung und damit die Eintragung der gesamten gekrümmten Erdoberfläche in ein geometrisches Netz, ‚angereichert mit leeren Meeren und unerforschten Regionen in rechtwinkligen Kästen‘, erlaubten, dürfte sich dieser Atlas auf dem neuesten Stand der damaligen Kartographie befunden haben.“ (Kolboom, 26).

Der einleitende Beitrag von Kolboom bietet eine außerordentliche Fülle an Fakten und Querverweisen, die das Verständnis um die territorialgeschichtlichen Ränkespiele und den Werdegang von La Nouvelle-France auf der Grundlage zeitgenössischer kartographischer Darstellungen wesentlich vertieft. Er bereitet damit den Boden für die weiteren Kapitel des Bandes, die von Christian Weyers verfasst wurden. In einem ersten Beitrag widmet sich Weyers den „Historischen Land- und Seekarten von Kanada aus dem 17. und 18. Jahrhundert in der Kurfürstlichen Bibliothek zu Dresden“, wobei er den narrativen Faden der Einleitung fortsetzt.

Einleitend skizziert Weyers zunächst die Entwicklung der Kartenbestände der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB), deren Ursprünge bis zum Gründungsdatum der wissenschaftlichen Bibliothek des Kurfürsten August im Jahre 1556 zurückreichen

und die in der Folgezeit zu einer der bedeutendsten Kartensammlungen im deutschsprachigen Raum anwuchs. Von den heute vorhandenen rd. 180.000 Einzelkarten stammen nahezu 20.000 aus der Zeit von den Anfängen der Kartographie bis zum Jahr 1800, daneben sind aus dem historischen Bestand 16 Globen und 2.321 Atlanten bemerkenswert, zumal sich darunter auch Frühwerke befinden wie z. B. der *Atlante maritimo* eines Diogo Homen aus dem Jahr 1568, außerdem neun Ptolemäus-Holzchnitt-Frühausgaben aus dem späten 15./frühen 16. Jahrhundert. Dass dies besondere Juwelen des Bestandes sind, bedarf keiner besonderen Hervorhebung, war doch die Wiederentdeckung des Ptolemäus durch die Übersetzung der *Geographiké Hyphégesis* bzw. *Cosmographia* ins Lateinische zu Beginn des 15. Jahrhunderts eine der entscheidenden geistigen Wendemarken der Frührenaissance. Die Erfindung des Buchdrucks durch Johannes Gutenberg (1455) trug maßgeblich zur raschen Verbreitung des „wiederentdeckten“ antiken Wissens bei. 1475 erscheint in Vicenza erstmals eine gedruckte Ptolemäus-Ausgabe in lateinischer Sprache (noch ohne Karten), danach 1477 eine in Bologna einschl. 26 Karten (*tabulae novae*, die in späteren Ausgaben nach 1508 auch Amerika berücksichtigen), eine weitere 1482 in Ulm (in der SLUB vorhanden), danach bis 1599 weitere 31 gedruckte Ausgaben (vgl. auch 51).

Aus dem umfangreichen Altkartenbestand des 17. und 18. Jahrhundert hat Weyers 151 Land- und Seekarten untersucht, „die den Unterlauf des St. Lorenz-Stroms einschließlich des St. Lorenz-Golfs und der Belle Isle-Straße, anliegende Landpartien und Städte abbilden ...“ (46). Geradezu akribisch analysiert er diese Karten zunächst unter kartographiehistorischen Gesichtspunkten. So weist er mehrfach auf das kartographische Festhalten mythisch-literarischer Traditionen, etwa bei den Inselphantomen auf Karten des Nordatlantiks, die sich über Jahrhunderte hinweg erhalten haben und die teilweise in topo-

nymischen Bezeichnungen bis heute fortleben.

In jeweils eigenen Kapiteln widmet sich Weyers den unterschiedlichen Kartentypen und Projektionsverfahren, die im betrachteten Zeitraum grundlegende Veränderungen erfahren. Dabei tritt der Bezug zum eigentlichen Thema manchmal etwas in den Hintergrund, vielmehr liest sich der Text stellenweise wie der eines kartographischen Lehrbuchs. Das gilt in noch stärkerem Maße für die Unterkapitel zu den Themen „Nullmeridian und Längengradzählung“, „Maßstab und Reduktion“ und „Herstellungstechniken“, die eine kartographisch nicht vorgebildete Leserschaft möglicherweise leicht zum Überblättern veranlassen könnten.

Anders das Kapitel „Kartographie und Choronymie“, in dem der konkrete Kanada-Bezug wieder deutlicher wird. Hier ist z. B. interessant, wie sich im Laufe der Zeit die Bezeichnungen und Inhalte geändert haben. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden etwa die Choronyme „Nova Francia“ und „Canada“ noch eindeutig begrifflich getrennt, in Karten des 17. Jahrhunderts treten sie meistens gleichbedeutend auf. Auch die Platzierung der jeweiligen Schriftzüge ändert sich im Laufe der Zeit, was Rückschlüsse auf die geopolitischen Veränderungen ebenso zulässt wie auf die subjektive Einschätzungen der Kartographen oder der Kartenhersteller. Am Beispiel der Bezeichnung „Canada“ schlussfolgert Weyers: „Die Entwicklung des Choronyms Canada lässt sich somit auf den Karten des Untersuchungszeitraums deutlich ablesen. Es handelt sich zunächst um eine regionale, auch an mehreren Stellen auftretende Landschaftsbezeichnung, deren Referenzbereich im Laufe der Zeit immer weiter expandierte und den Staatsnamen Nova Francia allmählich ganz ersetzte. Dieser war (...) auf frühen Dokumenten in verschiedenen Varianten als Legende für den gesamten nordamerikanischen Kontinent bis zur mexikanischen Grenze erschienen, hatte sich also seinerseits von einem überregionalen, unsicher definierten Sammelbegriff

(...) zu einem konkreten Staatsnamen entwickelt.“ (62). Auch für die Choronyme „Québec“, „New Britain“, „Acadie“ u.a. geht Weyers dieser Frage nach, mit teilweise überraschenden Erkenntnissen.

Das Kapitel „Künstlerische Ausgestaltung der *pictura*“ liefert weitere interessante Ergebnisse. Wissen muss man dazu, dass die Karten des 17. und 18. Jahrhunderts durchaus als individuelle Werke dekorativer Kunst zu verstehen sind. Karten und Globen waren Ausdruck zeremonieller Prachtentfaltung des Fürstenhofs und Medium absolutistischer Selbstdarstellung und Machtdemonstration. Nicht nur das Kartenfeld selbst, sondern auch die *pictura* sind von Bedeutung. Weyers (64) zitiert eine Karte von Nicolas Vallard (1547), die ein einziges Gemälde darstellt, in dem lediglich die im oberen Teil angefügten Uferpartien des St. Lorenz-Stroms, die südlich davon liegenden Regionen sowie ein Teil des Atlantischen Ozeans Kartencharakter haben. Im 17. und 18. Jahrhundert werden als dekorative Elemente gern Tierabbildungen gewählt, die sich z. B. vermehrt in größeren Wasserflächen finden, oft als Fabelwesen oder personifizierte Monster dargestellt. Originalgetreuer sind die Landtiere, so z. B. als beliebtes Motiv auf den kanadischen Karten der Biber, häufig auch ethnographische Motive (z. B. Indianer) oder Jagdszenen. Berühmt sind in dieser Hinsicht z. B. die „Beaver Vignetten“ auf Karten von Nicolas Guérard oder Nicolas de Fer, oder die „Codfish Map“ eines Hermann Moll. Bemerkenswert ist auch die Verwendung des Liliensymbols, das in den Karten oft als Nordpfeil im Kompass und den davon abgeleiteten Kompassen zu finden ist.

Natürlich war die Herstellung von Karten in hohem Maße politisch motiviert. Karten waren plakative Machtdemonstrationen, „besonders in der Frühphase des Zeitalters der geographischen Entdeckungen gehörten (sie) zu den wichtigsten geheimen, den Machthabern bzw. ihren Institutionen vorbehaltenen staatlichen Instrumenten. Sie waren daher zunächst im Allgemeinen nicht für die Öffentlichkeit bestimmt und durften

auf gar keinen Fall in die Hände des politischen Feindes geraten“ (79). Und etwas weiter: „Die Machtdemonstration in der Kartographie wird besonders deutlich in den für Frankreich äußerst kritischen Kriegsjahren unmittelbar vor dem Frieden von Paris. Auf der im Jahr der englischen Eroberung Montréals (1760) entstandenen Karte A 1220“ (Anm: = *An Accurate Map of Canada* von R. W. Seale) „gehört gemäß des Flächenkolorits nicht nur der gesamte Lake Ontario und das Nordufer des Lake Erie, sondern darüber hinaus auch das Land der Ottawa und damit u.a. auch Montréal zur Provinz New York, die im Norden durch den Ottawa („Outawais R.“), den Lake Nipissing und den ‚Frenchmans R[iver]‘ begrenzt wird.“ (81).

In einer synchronen Gegenüberstellung vergleicht Weyers in dieser Hinsicht auch die *New Map of Nova Scotia* aus dem Jahre 1755 von Thomas Jefferys (SLUB A 1296) mit der im gleichen Jahr erschienenen *Partie de l'Amérique septent. qui comprend la Nouvelle France ou le Canada* von Didier Robert de Vaugondy (SLUB A 1217). Während in der Karte Jefferys' die Bezeichnung „Acadia“ ganz weggelassen wird und das Gebiet völlig in „Nova Scotia“ aufgeht, wird in Vaugondys Karte der englische Teil Ostkanadas mit einer gelben, der französische mit einer grünen Kontur begrenzt. Hier wird die Acadie in ihren „alten Grenzen“ als französischer Teil der Halbinsel „Nouvelle Écosse“ unter Beibehaltung der Bezeichnung „Acadie“ ausgewiesen (81).

Weyers beschließt dieses Kapitel mit der Feststellung, dass sich neben den großen Revolutionen, die auf französischem Boden stattgefunden haben, auch die Revolution der Kartographie im 17./18. Jahrhundert auf mehreren Ebenen vollzogen hat. Zusammen mit der Geodäsie wird sie als eine neue zentrale Aufgabe des Staates definiert. Dabei gelingt es den französischen Kartographen, sich von dem ursprünglichen Monopol der niederländischen Kartenzeichner zu lösen, ja diese sogar zu übertreffen. Spätestens im 18. Jahrhundert galten die Karten französischer Produktion als die genauesten

und verlässlichsten Karten der Welt. Von dieser „sensationalen“ Entwicklung profitierte natürlich auch die Kartographie von La Nouvelle-France, wobei die Karte hier nicht nur zur Vermessung, sondern auch, vielleicht sogar vor allem, als politisches Kampfmittel gegen den Antagonisten England eingesetzt und mit ihrer Hilfe der eigene Herrschaftsanspruch manifestiert wird. In Weyers' Worten: „Die Kriege des 18. Jahrhunderts, verteilt auf die verschiedenen Schauplätze in Europa und Amerika, werden daher nicht nur auf der politischen und militärischen, sondern auch auf der kartographischen geführt“ (92).

Im dritten Hauptkapitel des Bandes widmet sich Weyers ausgewählten Land- und Seekarten im kartenhistorischen und politischen Kontext. Er greift also den Faden des vorangegangenen Kapitels unmittelbar wieder auf, nunmehr unterzieht er aber eine Auswahl von dreißig Land- und Seekarten, die er aus dem katalogisierten Gesamtkorpus der Untersuchung aus den Beständen der SLUB ausgewählt hat, einer detaillierten Einzeluntersuchung. Dabei wird jede Karte zunächst als ein für sich unabhängiges Dokument mit ihren individuellen Charakteristika analysiert, wobei kartographische, kultur- und sprachgeschichtliche sowie linguistische Kriterien einer Klassifizierung unterzogen werden. Wichtig ist ihm dabei auch die Frage, ob die jeweilige Karte in die offizielle Staatspolitik eingebunden ist oder ob sie eher eine politisch neutrale Position bezieht. Für beide Phänomene hat er eindrucksvolle Beispiele ausgewählt. Hervorzuheben ist dabei, dass alle in diesem Kapitel enthaltenen Erläuterungstexte durch die entsprechenden Karten in ausgezeichneter Druckqualität dokumentiert werden. Durch das Buchformat bedingt sind dabei teilweise erhebliche Verkleinerungen notwendig geworden (auf Klappkarten oder Beilagen wurde bewusst verzichtet), insgesamt wird dadurch die Qualität der Reproduktionen jedoch nur geringfügig (und nur in einigen Fällen überhaupt) beeinträchtigt.

Beispielhaft sei Weyers' Kommentar zur *Carte d'une Partie de l'Amérique Septentrio-*

nale pour servir à l'Intelligence du Mémoire sur les prétentions des Anglois au sujet des Limites à régler avec la France dans cette Partie du Monde erwähnt, die 1755 in Amsterdam erschienen ist. Die Karte ist deshalb von besonderem Interesse, weil sie, wie im Titel ausdrücklich vermerkt, die größtenteils noch offenen Grenzfragen dokumentiert, die wenige Jahre später im Frieden von Paris 1763 zumindest vorläufig beigelegt werden konnten. Auch Kolboom widmet sich dieser Karte in seinem einführenden Beitrag (19).

Entsprechend ihrer Funktion hat diese Karte hinsichtlich der dargestellten Territorien lediglich Überblickscharakter. Größerer Wert wird auf die nomenklatorische Ebene gelegt. So werden z. B. für die Cap Breton-Insel gleich drei Namensvarianten angegeben. Die wichtigsten Inhalte der Karte betreffen die verschiedenen Grenzziehungen, die unter dem Kartentitel im rechten unteren Quadranten textlich aufgelistet sind. Die Karte macht deutlich, dass der englisch-französische Streit insbesondere die Gebiete südlich des unteren St. Lorenz-Stroms, die ab 1602 französisch besiedelt worden waren, betraf. In diesem Teil der Karte sind die zahlreichen Grenzverläufe und Verwaltungsbezirke, wie sie seit dem beginnenden 17. Jahrhundert geschaffen bzw. geändert wurden, durch unterschiedliche Signaturen bzw. Schraffuren dargestellt. Da sich diese z. T. überlagern, wird die Karte naturgemäß an dieser Stelle etwas schwer lesbar. Gleichwohl wird bei sorgfältiger Analyse die historische Exaktheit dieser Karte deutlich, wie Weyers betont (137).

Insgesamt wird durch die analysierten Beispiele dokumentiert, welch große politische Bedeutung den Karten zur damaligen Zeit zukam, wobei gerade der Vergleich der unterschiedlichen Sichtweisen der beiden Antagonisten teilweise faszinierende Winkelzüge bei der kartographischen Darstellung erkennen lässt. So gesehen sind die Erläuterungstexte Weyers' eine wahre Fundgrube für Erkenntnisse zum französisch-englischen Streit um La Nouvelle-France im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts.

Die abschließenden Kapitel des Bandes sind eher technischer Art und haben Katalogcharakter. Dies wird in Kapitel IV in der Überschrift „Katalog der erfassten Land- und Seekarten mit detaillierten kartographischen und philologischen Kommentaren“ auch angedeutet. In diesem Kapitel sind alle 151 Karten systematisch aufgelistet, die im Rahmen des Forschungsprojektes untersucht worden sind, wobei standardmäßig Informationen über Titel, Zeichner oder Autor, Erscheinungsort und Jahr, Herausgeber bzw. Verleger, Projektion, Format, Maßstab, Areal und Nomenklatur aufgelistet werden. Auf Besonderheiten wird unter „Bemerkungen“ verwiesen. Sehr hilfreich ist die Tatsache, dass die wichtigsten Textelemente der Karten im Wortlaut wiedergegeben werden, da diese wegen der starken Verkleinerungen der Karten dort oft nur schwer lesbar sind. Gerade in diesen Texten finden sich aber teilweise besonders interessante Informationen über die Inhalte und die Zweckbestimmungen der Karten. Mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis (Kapitel V) und einem Verzeichnis und Nachweis der Abbildungen (Kapitel VI) schließt der Band.

Wer immer dieses Buch in die Hand nimmt, wird sich mit großem Gewinn seiner Lektüre widmen. Die Attraktivität des Bandes wird von einer reichhaltigen Dokumentation getragen, die den Bestand an Land- und Seekarten der Staats- und Universitätsbibliothek Dresden bezüglich der Nouvelle-France repräsentativ widerspiegelt. Dass es sich bei diesem Bestand um eine der reichhaltigsten und umfangreichsten Sammlungen zu La Nouvelle-France im deutschsprachigen Raum handelt, wird bei der Durchsicht des Repertoires deutlich. Die wichtigsten Karten und Pläne (insgesamt 98 Abbildungen) sind, überwiegend ganzseitig, in sehr guter Druckqualität in dem Band enthalten, was eine sehr ausgewogene Bild-Textverteilung bewirkt. Auch der dreispaltig gesetzte Text trägt zur Auflockerung bei. Positiv sei auch vermerkt, dass der sehr reichhaltige Anmerkungsapparat nicht in Form von Fußnoten, sondern geschlossen

nach den jeweiligen Hauptkapiteln als Endnoten angefügt wurde. Hinsichtlich einiger wohl unvermeidlicher Errata (z. B. auf S. 115 *A 1174*, nicht *A 1274*) hat Kolboom bereits im Vorwort mit einem Hinweis auf den niederländischen Kartographen Joan Blaeu „vorbeugt“. Sie sind insgesamt unbedeutend angesichts der immensen Faktenfülle, die diesen Band kennzeichnet. Alles in allem kann die einleitend bereits angedeutete positive Bewertung dieser Neuerscheinung nur noch einmal wiederholt werden: Der Band stellt eine große Bereicherung der kanadistischen Forschung im deutschsprachigen Raum dar, für die dem Autor und dem Herausgeber nachdrücklich Dank und Anerkennung gebührt.

Alfred Pletsch

James M. Pitsula, *Keeping Canada British: The Ku Klux Klan in 1920s Saskatchewan*, Vancouver: UBC Press, 2014 (299 pp. ; ISBN 9780774824903 ; CND 32,95)

Voici un autre livre embarrassant sur l'histoire de l'ouest canadien au début du 20^e siècle, cette fois-ci sur l'émergence du Ku Klux Klan dans les années 1920, avec comme objectif d'éliminer du Canada tout ce qui n'était pas typiquement britannique, et en premier lieu les catholiques et les Francophones, mais aussi toutes les autres communautés culturelles qui ont progressivement peuplé les provinces des Prairies. La variante canadienne de ce mouvement extrémiste et raciste prônait des valeurs spécifiques et distinctes de celles du Ku Klux Klan qui était né dans le Sud des États-Unis après la fin de la Guerre de Sécession qui avait mis fin à l'esclavage.

Professeur émérite à l'Université of Regina, l'historien James Pitsula décrit avec précision et en utilisant de nombreux exemples cette mouvance et ses ramifications, caractérisée par la crainte de l'autre, en l'occurrence, le compatriote canadien qui ne pratiquait pas la même religion ou qui ne parlait pas l'anglais. Une forme de

paranoïa innée (« *innate paranoia* ») caractérisait cette branche d'extrême-droite (69). Pour ces adeptes d'une plus grande immigration britannique ou parlant anglais, la plus grande menace pour le Canada aurait été que les Canadiens-français catholiques contrôlent le Québec, la Saskatchewan et tout le Canada (232).

Keeping Canada British se subdivise en sept chapitres touchant successivement l'implantation progressive au KKK en Saskatchewan à partir d'une branche en Illinois (on trouvait aussi des membres du Klan à Toronto, 30), les résistances à cette infiltration du Klan, les activités publiques et secrètes, les conceptions raciales et racistes ayant eu cours au Canada avant 1930 face à l'immigration, le thème privilégié de l'anticatholicisme (véritable cheval de bataille du KKK); les derniers chapitres traitent de la politique provinciale des provinces de l'Ouest au moment où les principaux partis (libéraux et conservateurs) proposaient à leurs électeurs leurs versions respectives de la « britannicité » (« *competing versions of Britishness*, 241). L'épilogue évoque le déclin brutal du Ku Klux Klan en Saskatchewan, mais l'auteur s'aventure un peu maladroitement en dehors de l'étude de l'histoire canadienne pour commenter la politique actuelle de la chancelière Angela Merkel face à l'identité allemande (247).

Le principal apport de ce livre est de citer plusieurs publications racistes parues en Saskatchewan, dans lesquelles les conceptions de la supériorité des Anglo-Saxons sont clairement énoncées (112, 144-5). On comprend mieux comment ces idées et ces stéréotypes ont été propagés; il est symptomatique de constater que les Canadiens-français étaient alors perçus comme une menace pour l'intégrité de l'identité nationale par beaucoup de Saskatchewanais. Par ailleurs, le lecteur germanophone sera intéressé par le récit de la bonne entente interculturelle entre les immigrants venus d'Allemagne et les Canadiens-français qui avaient en commun le catholicisme (164). C'était l'époque où les gouvernements provinciaux de plusieurs provinces cana-

diennes, dont l'Ontario et le Manitoba, avaient interdit l'usage du français dans les écoles (164).

La conclusion de James Pitsula donne froid dans le dos quant à l'impact réel du KKK au Canada: « the Ku Klux Klan in 1929 enjoyed widespread support in mainstream, 'respectable' Saskatchewan. It was not a fringe phenomenon » (250).

En dépit de quelques faiblesses dans la conclusion, James Pitsula offre dans son livre un matériau précieux qui pourrait servir à d'autres analyses sur les identités canadiennes et le multiculturalisme. En ce sens, son *Keeping Canada British* n'est pas qu'un morceau bien documenté sur un moment sombre et méconnu de l'histoire du Canada; c'est en même temps un document de premier ordre sur l'identité canadienne de cette époque et une source comparative avec les idéologies extrémistes qui subsistent encore de nos jours dans ces provinces, sous des manifestations plus ou moins subtiles. Car cette identité canadienne sous-entendue dans le titre même de l'ouvrage formule éloquemment son mot d'ordre et son modèle, à savoir que pour les tenants du Klan saskatchewanais de 1927, le Canada doit demeurer, non pas « canadien », mais bien *britannique*. Il faut voir dans cette formulation tout le caractère de reconnaissance et d'identification dans l'étude des identités collectives, qui se définissent à la fois par ce que l'on est (collectivement) et ce que l'on n'est pas. Là où le Ku Klux Klan des États-Unis s'enracinait dans l'Amérique profonde et blanche (WASP), distinctement de la vieille Angleterre autrefois ennemie, son équivalent canadien voulait au contraire reproduire et perpétuer sur son sol la tradition et la culture de l'ancien continent en faisant du Canada un décalque de l'Angleterre. D'où cet attachement viscéral à la Couronne britannique et aux traditions héritées de la Grande-Bretagne qui persistent encore au 21^e siècle. L'une de ces conséquences durables pour le Canada d'aujourd'hui reste une identité collective faible et difficile à cerner, sans véritables repères, qui encore de nos jours

se caractérise davantage par des refus que par des affirmations : le Canadien de l'Ouest se définira plutôt par ce qu'il n'est pas que par ce qu'il est, en rejetant farouchement le modèle des États-Unis mais aussi la langue française, tout comme les adeptes du Klan le faisaient auparavant, mais en se distançant également des religions autres que le Protestantisme et l'Anglicanisme. En ce sens, le Klan n'a jamais été majoritaire au Canada, mais une partie de son idéologie reposait sur les croyances et les préjugés d'une proportion plus vaste de la population. En d'autres mots, les individus meurent, mais les idéologies peuvent se perpétuer au-delà des générations.

Yves Laberge

Michel Lessard, avec la collaboration de Patrick Altman et Pierre Lavoie, *Québec éternelle. Promenade photographique dans l'âme d'un pays*, Montréal: Éditions de l'Homme, 2013 (480 pp. ; ISBN 978-2-76192-491-7; CND 59,95)

Il n'existe pas à ce jour un ouvrage faisant exhaustivement l'histoire de la photographie au Canada, bien que l'on puisse trouver quelques monographies sur des photographes importants comme George W. Ellisson, Louis-Prudent Vallée, William Notman et les Livernois. Longtemps professeur à l'UQAM et historien de l'art, Michel Lessard a publié plusieurs livres importants sur l'art québécois, le patrimoine et la photographie; il serait le seul à pouvoir mener un jour à bien un projet aussi ambitieux d'une histoire de la photographie canadienne. Patrick Altman a longtemps été photographe tandis que Pierre Lavoie est spécialiste de la photographie ancienne et des humanités numériques. En guise de préambule, le titre de ce livre, *Québec éternelle : promenade photographique dans l'âme d'un pays*, nécessiterait une explication pour les canadianistes des pays germanophones qui seront sensibles à la notion d'âme (« Seele ») employée par les coauteurs dès les premières pages. En se référant à « Québec

éternelle », on se réfère non pas à une des provinces canadiennes mais bien à la ville de Québec, autrefois la capitale du Bas-Canada et aujourd'hui la capitale du Québec. On comprend que par sa longue histoire de plus de quatre siècles, la beauté de ses sites et monuments, son riche patrimoine et sa position stratégique sur le continent, la ville fondée par Samuel de Champlain en 1608 est la seule à pouvoir revendiquer le statut « d'âme du pays », que ce soit au passé, au présent ou au futur. En effet, cette « Promenade photographique dans l'âme d'un pays » permet d'appréhender les diverses périodes ayant caractérisé cette ville : l'ère coloniale et la présence britannique au milieu du 19^e siècle, puis les débuts de la Confédération canadienne, l'industrialisation et enfin l'époque moderne jusqu'à nos jours.

L'intérêt principal de ce livre subdivisé en sept chapitres est de montrer des aspects disparus de la ville de Québec, ses anciennes portes démolies puis reconstruites, ses rues, ses enseignes d'autrefois qui étaient souvent rédigées exclusivement en anglais, et bien sûr sa population. On pense par exemple à la Porte St-Jean, mais également à la Porte St-Louis, la Porte Kent et à certaines portes démolies comme la Porte Hope. Il faut souligner l'abondance des photographies et la rareté de plusieurs de celles-ci; en fait, la rareté en soi n'est pas un signe d'intérêt pour une photographie ancienne, mais c'est son point de vue unique sur un lieu patrimonial qui devient intéressant et parfois incomparable. Des collectionneurs comme Pierre Lavoie, cosignataire de ce livre, ont amassé durant des décennies des images datant du 19^e siècle pour les rassembler et les mettre en valeur dans cet ouvrage magnifique. Les chercheurs en histoire de la photographie ou en histoire visuelle trouveront ici une matière déjà mise en contexte et valorisée. En outre, ce livre pourra servir pour des études comparatives sur le caractère britannique et/ou français présent dans l'architecture québécoise. On pourra aussi utiliser ce beau livre pour saisir l'évolution de la vocation touris-

tique de la ville de Québec au fil des siècles et observer la mise en valeur progressive de son patrimoine urbain, bien avant sa nomination comme ville du Patrimoine mondial de l'UNESCO en 1985.

Le septième chapitre fait exception en montrant des photographies prises au 19^e siècle dans d'autres régions du Québec: Montréal (358-363), le vieil Hôtel Tadoussac (370-371), des ouvriers de Gaspé et Percé (394-5), des Amérindiens de La Malbaie photographiés en 1870 (396-7). Sur le plan éditorial, la mise en page de l'ensemble est particulièrement réussie: très souvent, une seule image occupe tout une page de ce livre de grand format, permettant à l'observateur de bien apprécier tous les détails.

Le commentaire des auteurs dénote un ancrage à la fois historique et critique pour décrire les caractéristiques des deux grandes communautés ethnolinguistiques qui coexistaient à Montréal avant la Confédération de 1867: « Pendant que les Britanniques créent une ville commerçante et industrielle avec ses artères animées et ses somptueux édifices néoclassiques et éclectiques, pendant qu'ils aménagent des quartiers résidentiels à la hauteur de cette réussite, les Francophones marquent leur présence dans des bâtiments religieux ostentatoires, dans de grandes institutions bicontenaires d'éducation et de services sociaux, et dans le logement opulent d'une bourgeoisie naissante. L'hiver apporte une touche d'exotisme, unique dans l'Empire, à ce paysage urbain presque toujours saisi depuis le fleuve ou le Mont-Royal qui domine l'île » (340).

Bien sûr, *Québec éternelle. Promenade photographique dans l'âme d'un pays* n'est pas un livre de plus sur l'histoire de la ville de Québec, mais bien un portrait exhaustif à travers les siècles montrant des aspects disparus mais faisant intrinsèquement partie de son histoire. Évidemment, ce n'est pas un livre touristique pour planifier une visite en sol québécois à partir des lieux pittoresques d'autrefois car certains d'entre eux ont bien changé ou ont même disparu.

Il faut féliciter les Éditions de l'Homme d'avoir produit un ouvrage aussi soigné et dont le travail éditorial est exemplaire. En outre, un magnifique DVD complète le tout et permet de visualiser les stéréotypes et les photographies en trois dimensions. En somme, *Québec éternelle* est sans doute le plus beau livre paru au Canada depuis plusieurs années, en français comme en anglais. J'oserais même ajouter : « Wunderbar! », « Wunderschön! »

Yves Laberge

Adam Lajeunesse, *Lock, Stock, and Icebergs: A History of Canada's Arctic Maritime Sovereignty*, Vancouver, Toronto: University of British Columbia Press, 2016 (xv + 404 pp.; ISBN 978-0-7748-3109-3; CND 34.95)

Prime Minister Brian Mulroney has been quoted as explaining to President Ronald Reagan in 1987 that Canada owned the Arctic "lock, stock, and icebergs." Adam Lajeunesse takes this famous quip to provide a comprehensive and authoritative history of Canada's Arctic maritime sovereignty. Covering an impressive time period from the 1880s, when Great Britain conferred their Arctic possessions to the Dominion, to the 1980s, when Canada and the United States signed the Arctic Cooperation Treaty, he traces Canadian governmental attempts at securing sovereignty over the Arctic waters. Acknowledging that Canadians always had a sense of ownership, Lajeunesse historically reconstructs "how the country's sovereignty has been perceived, justified, and exercised by successive governments" (4). It is a very timely publication as the Arctic has been in the news for over a decade and as it becomes more accessible for future resource extraction and destination shipping due to climate change and the resultant receding of the ice cover.

In twelve well-researched chapters, Lajeunesse shows that Canadian policy has been consistent, even though it has been extremely gradual. This thesis deconstructs previous assumptions by authors such as

Jack Granatstein, who in his 1976 article "A Fit of Absence of Mind" saw the Canadian Arctic policy in the mid-1950s as confused and unsure (76), or Shelagh Grant, who argued in her pioneering 2010 monograph *Polar Imperative*, that Canada's policy was thwarted by its security cooperation with the United States since the Second World War (6). Lajeunesse thus joins a growing number of historians, who do not see ambiguity but successful maneuvering in Canada's Arctic policy. But rather than highlighting the necessity to do so in light of U.S. interests in the region, a reading which Whitney Lackenbauer and Peter Kikkert propose, he introduces the dichotomy between public renderings of government positions versus behind the scenes decision-making as the main factor contributing to the image of Canada's Arctic policy as non-consistent. As he puts it very aptly: "while Canadian policy may not have been developed in a fit of absence of mind, it was certainly expressed in one" (8).

Another innovative approach is his linking of Arctic issues with other maritime claims highlighting Canada's involvement in the three United Nations law of the sea conferences from the late 1950s to the signing of the United Nations Convention on the Law of the Sea in 1982. This focus on maritime sovereignty is coupled with detailed descriptions of military developments which brought the Arctic to the fore during the Cold War as well as economic activities which potentially impeded sovereignty claims in the early 20th century and picked up again in the late 1960s with oil and gas finds in the region.

Lajeunesse skillfully shows how Canada's position has moved from implicit acceptance of the so-called sector theory claiming the entire area up to the North Pole, which was most prominently defended in the Canadian Senate by Pascal Poirier in 1907 and visually represented in government maps but never officially adopted as government policy, to the position of drawing straight baselines enclosing historic internal waters from the mid-1950s on-

wards, although only made public in the 1970s. Besides these internal policy and legal deliberations, he also provides a detailed analysis of government action to actively manifest its sovereignty over the region through selling licenses to American whalers in the early 20th century, sending ships to familiarize the navy with the region in the late 1940s, staging military and search and rescue operations in the Arctic in the late 1960s, keeping track of ships in the Arctic through a reporting system since the 1970s and sending icebreakers through the passage in the 1980s.

At the heart of the story lies the contestation of Canadian sovereignty claims especially with respect to the Northwest Passage by the United States which runs counter to their close bilateral military and security cooperation. It is a conflict between two allies who happen to have divergent interests as one is a coastal (Canada) and the other a maritime (United States) state. Noting the continuing cooperation on the operational military level, Lajeunesse implies that it is mainly public opinion that creates crisis moments in the evolving arrangement between Canada and the United States. Thus, potential encroachments were publicly discussed in Canada, when U.S. military were involved in defence-related activities in the Arctic during the Second World War and the Early Cold War. But the two major public crises were, of course, provoked by the crossings of the Northwest Passage by two U.S. ships, the *Manhattan* in 1969/1970 and the *Polar Sea* in 1985. A major strength of Lajeunesse's books lies in the detailed and highly original analyses of both events. Based on extensive archival research he is able to provide fresh insights and manages to demystify some long-held assumptions about these crucial episodes in the history of Canadian maritime sovereignty.

This monograph is based on an impressive range of archival material while it also makes good use of existing scholarship in the field. Lajeunesse's engagement with previous writings on the topic is commend-

able and so is his analysis of historical documents. The problem with a topic such as this, which is still unfolding today and has legal and military ramifications, are closed records (284-285). This means there still remains a level of vagueness in some of the analysis (224). But this is not the author's fault, Lajeunesse does an excellent job in trying to triangulate information and presenting balanced and plausible narratives.

The bigger problem was the absence of any discussion of the role of the public. As mentioned above, the argument about Canada's coherent and consistent Arctic policy hinges on the separation of public communications and secret actions. Yet, sometimes the public debate becomes so important that Canadian governments have to react. It would have helped to read more about why this was not as big a problem in the 1950s but became one from the late 1960s to the mid-1980s. What constitutes the symbolism involved and how important is Canadian nationalism (57, 134, 173, 274) in understanding the public sensitivities when it comes to Arctic sovereignty? Could it not also be that the public dimension served an important function in governmental strategy? When the Canadian government discussed the Arctic Waters Pollution Prevention Act, which it adopted, it also considered how this unilateral action would be contrary to international law but "in line with international public opinion" (163). And what role have northerners and Indigenous actors played in the story? Inuit use and ownership became an important aspect of Canada's sovereignty argument in the 1980s (265). Finally, how worrisome is it, that a democratic state keeps its dealings with the United States on this important issue secret from its electorate?

Petra Dolata